

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 2

Februar 1933

Jahrgang X

Schlesien und die Neugliederung des Reiches

Von Professor Dr. Walter Geisler, Breslau

Die Literatur über das Problem der Neugliederung des Deutschen Reiches ist bereits ziemlich umfangreich geworden. Besonders lebhaft ist die Erörterung über diese Fragen da, wo die staatliche Zersplitterung den Gedanken an eine Neuordnung nahe legt. Während die einen nur eine regionale Zusammenfassung der Wirtschaftsorganisationen anstreben, treten die anderen für eine Aufteilung des Reiches in „Reichsländer“ ein. Bei so einschneidenden Plänen, wenn sie auch in ihren extremen Forderungen nur private Meinungen wiedergeben, wäre es verhängnisvoll, wenn das Problem nicht auch vom Standpunkte des Schlesiens aus erörtert würde. Die Diskussion kann nicht früh genug beginnen, damit jede sachlich begründete Meinung gehört werden kann, Überraschungen vermieden werden und nichts überstürzt wird.

Der Kernpunkt des Problems wird in der Gliederung des Deutschen Reiches in „räumlich-statistisch erfaßte Wirtschaftsgebiete“ gesehen, wie das in dem sogenannten „Frankfurter Entwurf“ von A. Weitzel¹⁾ zum Ausdruck kommt. Es ist nicht zufällig, daß gerade in Frankfurt, dem Mittelpunkte des Rhein-Main-Gaues, ein so großes Interesse für diese Fragen besteht, ist es doch ein geographisch und wirtschaftlich einheitliches Gebiet, in das sich verschiedene Bundesstaaten teilen, nämlich Preußen, Hessen, Bayern, Baden und durch die Exklave Birkenfeld auch Oldenburg. Diese nur historisch zu verstehende territoriale Aufteilung ist ohne Frage strukturwidrig. Die Vorschläge wollen nun nicht an den „heiligen“ Grenzpfählen der Kleinstaaterei haltmachen, „die Forderungen der Wirtschaft, des Verkehrs, der Kultur streben einer Neuordnung zu, die für Deutschland lebensnotwendig ist. Der gesunden Weiterentwicklung werden die hemmenden Ländergrenzen weichen müssen, um eine vernunftgemäße, organische Lösung durchzuführen, die Voraussetzung ist für sparsamste Staats- und Kommunalwirtschaft“.

Die Vorschläge von Weitzel gehen auf eine radikale Neugliederung des Reiches in zwölf Reichsländer hinaus, die den Einheitsstaat bilden. Als dreizehntes Reichsland käme gegebenenfalls Österreich hinzu; wobei Tirol zu Bayern käme. Im übrigen wird aber von dem gegenwärtigen Bestande des Deutschen Reiches ausgegangen, wodurch die Gliederung im Osten sehr stark bedingt ist.

¹⁾ Deutschlands Neugliederung nach dem „Frankfurter Entwurf“ von A. Weitzel. Frankfurt a. M. o. J.

So steht zunächst fest, daß Ostpreußen durch den Korridor in allen Vorschlägen — und es gibt deren schon eine ganze Reihe¹⁾ — als ein Reichsland für sich erscheint. Aber schon bei der Abgrenzung der beiden „Halbinseln“ des zerstückelten Ostens, Pommerns und Schlesiens, gehen die Meinungen auseinander, so besonders bei Pommern, wo Scheu im wesentlichen die beiden Mecklenburg und Pommern zusammentut, während Tuckermann die Mark und Pommern zu einem Reichsland zusammenschweißen will.

Durch diese verschiedenen Auffassungen der Aufteilung Ostdeutschlands wird auch die Abgrenzung Schlesiens verschieden vorgenommen. Die Lage als südöstlichem, schmalen Vorsprung des Reiches bringt es mit sich, daß nur bezüglich Nordschlesien und der Lausitz Abgrenzungsvorschläge in Frage kommen. Schlesien ist strukturell vom übrigen Ostdeutschland, das vorwiegend agrarisch ist, durch die Bedeutung von Bergbau und Industrie so klar unterschieden, daß es sich bei allen Vorschlägen von den anderen Teilen des Ostens heraushebt.

Wollen wir uns eine sachlich begründete Meinung über das Problem der Abgrenzung des „Reichslandes“ Schlesien verschaffen, so ist eine Analyse der Wirtschaftsstruktur die notwendige Vorbedingung. In dem von mir herausgegebenen Wirtschafts- und verkehrsgeographischen Atlas von Schlesien²⁾ ist versucht worden, die Wirtschaft Schlesiens und ihre Voraussetzungen, wie sie durch die Natur des Landes und seine Bewohner gegeben sind, anschaulich darzustellen. Es sei in diesem Zusammenhange namentlich auf Blatt 13 verwiesen, das auf einer Karte eine Synthese zu geben versucht. Der Atlas bietet eine reine Bestandsaufnahme, die sich in ihrem Umfange an die Verwaltungsgrenzen der beiden Provinzen Nieder- und Oberschlesien hält. Jede subjektive Färbung und jede geopolitische Tendenz ist streng vermieden worden. Es handelt sich also nicht um eine Erörterung des Problemes vom Umfange des Raumes Groß-Schlesien, wobei die Ungerechtigkeiten der Grenzziehung und der Verstümmelung Schlesiens zur Erörterung stehen, es ist auch nicht auf die Frage der Übereinstimmung der drei Elemente Raum, Volk und Staatsorganismus eingegangen³⁾, weil dafür die statistischen Grundlagen nicht vorhanden sind und diese Probleme nicht zur Erörterung standen.

Die besondere Methode der Aufstellung von Wirtschaftsräumen hat es ermöglicht, die Wirtschaftsstruktur der einzelnen natürlichen Einheiten des politischen Raumes der Provinzen Nieder- und Oberschlesien zu erkennen, was bei der Zugrundelegung von Kreisen, die z.T. aus ganz heterogenen Teilen bestehen, nicht zu erreichen ist. Wir erkennen bei der Landwirtschaft die im ganzen parallel zu den Sudeten und zur Oder verlaufende zonenhafte Anordnung, indem sich zwischen Sudetenrand und Oder die sogenannte Ackerebene

¹⁾ Im Rhein-Mainischen Atlas von Behrmann und Maull, Frankfurt a. M. 1929 sind auf Blatt 28 die Vorschläge von Baumann, Scheu, Tuckermann und Weitzel kartographisch dargestellt.

²⁾ Erschienen 1932 in Breslau im Verlage M. & H. Marcus, enthält 50 Kartenblätter mit 165 Karten, Kartogrammen und Diagrammen.

³⁾ Diese Probleme sind erörtert in zwei Aufsätzen von Walter Geisler: Der großschlesische Raum, Volk und Reich, 8. Jahrgang, Berlin 1932 und Schlesien als Raumorganismus, zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens, Heft 1, Breslau 1932.

hinzieht, deren Fruchtbarkeit auf dem Vorkommen von Lößlehm und Schwarzerde beruht. Das rauhere Klima des Gebirges bedingt eine durch den Anbau von Hafer und das Vorwiegen der Weidewirtschaft ausgezeichnete Zone. Wie aber im Gebiete von Trebnitz und Oels das fruchtbare Land auf die rechte Seite der Oder hinüberreicht, so ist auch das durch den Anbau von Roggen und Kartoffeln charakterisierte sandige Gebiet der rechten Oderseite in der Lausitz auch auf der linken Seite des Stromes anzutreffen. Die Oder ist keine Grenze, sondern sie bildet den Lebensnerv Schlesiens.

Die Verkehrswege unterstreichen zweifellos die Einheitlichkeit des schlesischen Raumes; denn auch die Haupteisenbahnlinien lehnen sich an den Oderstrom an. Wo die Verkehrslinien sich, von Süden kommend, verzweigen, nämlich bei Breslau, gewinnt auch die Provinz Niederschlesien von Breslau über Liegnitz nach Görlitz eine neue Richtungsachse, nämlich die längs des deutschen Mittelgebirges. Im Sudetenraume selbst finden wir zur Verbindung der Bergbau- und Industriegebiete die Verkehrslinie vom Waldenburger Berglande über Hirschberg und Lauban nach Görlitz entwickelt.

Bergbau und Industrie sind im Gegensatz zur flächenhaft verbreiteten Landwirtschaft und zum linienhaften Verkehr mehr gruppenweise angeordnet. Es treten als besondere Mittelpunkte heraus der oberschlesische Bezirk mit dem Oderhafen Cosel, der Waldenburg-Neuroder Bezirk und als größte Bevölkerungsagglomeration und Verwaltungsmittelpunkt die Hauptstadt Breslau. Zwischen beiden letzteren liegt das Textilgebiet des Sudetenvorlandes, wie sich überhaupt nordwestlich dieser Linie Waldenburg-Breslau die Industrie punktweise über die ganze Fläche verteilt. Sie verdichtet sich im Raume um Görlitz und erhält weiter im Nordwesten im äußersten Teile der Provinz Niederschlesien um Hoyerswerda durch den Abbau der Braunkohle noch eine besondere Prägung.

Es taucht die Frage auf, ob dieser Raum, der bis auf den schmalen Streifen im Norden von Auslandsgrenzen umschlossen ist, nochmals aufgeteilt werden oder unter allen Umständen eine Einheit bilden soll. Das hängt mit der Frage zusammen, was mit einer Reichsreform bezweckt werden soll, d. h. ob eine überstaatliche Gliederung nach Wirtschaftsräumen angestrebt wird oder ob eine staatliche Neugliederung im Sinne des Frankfurter Entwurfes kommen soll. Jedenfalls darf man bei all diesen Fragen den Menschen mit seiner stammesbedingten Eigenart nicht vernachlässigen, und das müssen in erster Linie diejenigen beherzigen, die nicht nur eine wirtschaftliche, sondern eine staatliche Neugliederung wollen. Es gibt höhere Gesichtspunkte im Leben eines Volkes als wirtschaftliche Interessen.

Schon vor dem Kriege war die Frage erörtert worden, ob nicht dem Raume, der durch den Regierungsbezirk Oppeln gebildet wird, die provinzielle Selbstverwaltung gegeben werden sollte. Aber erst das schwere und große Erleben der Nachkriegszeit mit der auferlegten Abstimmung ließ den Plan schnell zur Ausführung gelangen. Die geopolitisch neu geschaffene Lage der Umbrandung des Eckpfeilers deutscher Kultur durch neugebildete Staaten, denen wertvollste Teile des eigenen Landes abgetreten werden mußten, hat die Oberschlesier zu einer Schicksalsgemeinschaft besonderer Art zusammengeschweißt, der eine besondere heimatkundliche und kulturelle Note von Haus aus eigen ist. Die 1919 geschaffene Provinz Oberschlesien hat sich in ihrem mehr als zehnjährigen Bestehen durch-

aus bewährt. Es wäre sehr bedenklich, wollte man dem Oberschlesier diese Selbstverwaltung wieder rauben, der er sich durchaus würdig gezeigt hat.

Wenn wir die Wirtschaftsstruktur Oberschlesiens betrachten, so wird uns sogleich klar, daß es sich bei dieser Provinz keinesfalls um ein strukturell gleichwertiges Gebiet handelt. Überall, mit Ausnahme der Städte Neiße und Oppeln und namentlich des Bergbau- und Industriebezirkes im äußersten Südosten, also der Städte Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen, überwiegt in der Statistik der Berufsverteilung die Landwirtschaft. Und innerhalb dieser landwirtschaftlichen Gebiete gibt es wiederum große Unterschiede, die von den Waldgebieten von Stober und Malapane und den Roggen- und Kartoffelgebieten östlich der Oder bis zu den Lößlehmlandschaften des Kreises Leobschütz mit vorwiegend Weizen- und Gerstenanbau führen. Es ist aber auch gar nicht gesagt, daß eine verwaltungstechnische Einheit nur einheitliche Wirtschaftsgebiete umfassen soll. Wahrscheinlich ist eine Mischung landwirtschaftlicher Gebiete mit Industriezentren recht vorteilhaft. Vor allem wird es immer auf die besondere Konstellation und die regionale Gliederung sowie die Lage zu den Nachbargebieten ankommen. Zweifellos ist Oberschlesien eher durch Kultur und völkische Eigenart sowie als südostdeutscher Eckpfeiler eine Einheit, als durch die Wirtschaft. Dabei ist dem Industriegebiet durchaus die gebührende Beachtung geschenkt. Er ist jedoch, ungeachtet seiner weitgehenden Beziehungen als Arbeitgeber für das platte Land, doch nur ein Teil der Provinz Oberschlesien.

Die enge Verbundenheit der Provinz Oberschlesien mit der Provinz Niederschlesien ist nicht nur durch die lange gemeinsame Geschichte gegeben, sondern auch durch die Lagebeziehungen. Niederschlesien ist der Mittler, durch den Oberschlesien mit dem Gesamtorganismus des Reiches in Beziehung treten kann. Durch Niederschlesien führt der Weg ins Reich, und wie die Dinge heute stehen, zu dem einzigen Absatzgebiete Oberschlesiens. Durch Niederschlesien hängt Oberschlesien räumlich mit dem Reiche in Zusammenhang. Es kann kein innigeres Band zwischen zwei Provinzen geben.

Die engen Beziehungen zwischen den beiden schlesischen Provinzen liegen aber auch auf rein wirtschaftlichem Gebiete, und zwar bezieht Oberschlesien namentlich Steine und Industriegüter von Niederschlesien, während dieses in erster Linie Steinkohle und Zement aus Oberschlesien empfängt. In ihrer industriellen und bergbaulichen Struktur ergänzen sich beide Provinzen, und sie treten dadurch nach außen hin als eine autarke Wirtschaftsprovinz in die Erscheinung, die von ihrem Reichtum sowohl an landwirtschaftlichen Erzeugnissen wie an denen der Industrie und an Bodenschätzen sowie Steinen nicht nur abzugeben in der Lage ist, sondern geradezu darauf angewiesen ist.

Geographische Lage und Wirtschaftsstruktur lassen es in höchstem Maße wünschenswert erscheinen, daß die beiden Provinzen Nieder- und Oberschlesien eine große Einheit bilden; denn nur so wird Schlesien die notwendige Stoßkraft besitzen, um sich innerhalb des Wirtschaftskörpers des Reiches durchzusetzen. Überdies hat Schlesien die ungemein wichtige Aufgabe, als Mittler des Reichs ein wachsames Auge auf die Wirtschaftsentwicklung Südost-Europas zu werfen.

Bisher handelt es sich bei der Frage der Neugliederung des Reiches um rein theoretische Auseinandersetzungen. Bezeichnend ist aber, daß die meisten Vorschläge ziemlich große Reichsländer vorschlagen, und es wäre schon aus diesem Grunde bedenklich, gerade den Südosten dadurch zu schwächen, daß man zwei kleinere Einheiten schüfe. Nach dem Frankfurter Entwurf, der Schlesien in seiner jetzigen Ausdehnung bestehen läßt, würde das Reichsland Schlesien der Größe nach mit 35732,94 qkm sich gerade richtig einordnen, wenn gleich nach diesem Vorschlage auch noch größere Einheiten gebildet werden sollen, wie Rheinfranken mit 51774,88 qkm, das sogar mit 7889288 Einwohnern gegenüber Schlesien mit 4 470 016 Einwohnern bezüglich der Wohnbevölkerung sehr bevorzugt erscheint. Das Reichsland Schlesien würde an die Reichsländer Brandenburg (40961,05 qkm und 6636879 Einwohner) und Obersachsen (47202,81 qkm und 9819789 Einwohner) grenzen; es würde also den Nachbarn gegenüber sowohl an Fläche wie an Wohnbevölkerung nachstehen.

Der Frankfurter Entwurf läßt die Grenzen Niederschlesiens bestehen; er nimmt also keinen Anstoß an dem schmalen nordwestlichen Zipfel der Provinz, wie er durch den Kreis Hoyerswerda gebildet wird. Da der angrenzende Teil der Provinz Sachsen nach diesem Entwurf mit dem jetzigen Freistaat Sachsen zusammenfällt, ist damit doch eine Vereinheitlichung in der Lausitz erreicht. Brandenburg und Obersachsen haben ein abgerundetes Gebiet. Es ist eine der Grundforderungen für Schlesien, daß es in möglichst breiter Front und möglichst fest mit dem Reichskörper verankert werde. Denn gerade im nördlichen Teile der Provinz Niederschlesien ist die Einschnürung der „Halbinsel“ am größten, und außerdem kommt die Oder auf 15 km der Reichsgrenze nahe. In dieser Gegend darf der Schnitt keineswegs gemacht werden, und wir wenden uns daher gegen den Vorschlag Baumann, der die Lausitz und Teile Nordschlesiens abtrennt und dem Reichsgebiet Brandenburg-Berlin zuerteilt. Es bedeutet eine völlige Verkennung der tatsächlichen Zusammenhänge, wenn er das Land von Wittenberge bis Grünberg zu einer Einheit vereinigen will.

Ganz anders entscheidet sich Tuckermann, der Lausitz — Schlesien zusammenfügt. Es wird dadurch erreicht, daß der Südosten fest in den Reichskörper eingefügt wird, aber es ist die Frage, ob nicht das Industriegebiet mit Kottbus, Guben und Forst stärkere Beziehungen nach Brandenburg hat als nach Schlesien. Der Begriff Nordschlesien erscheint dabei weit nach Norden und Westen ausgedehnt. Mit Vorsicht ist der Vorschlag von Scheu zu betrachten, der die Grenze gegen den jetzigen Freistaat Sachsen verletzen und das Gebiet um Görlitz zu Ostsachsen mit der Hauptstadt Dresden schlagen will.

Wir sind hier beim Brennpunkt des Problemes der Abgrenzung Schlesiens angelangt. Es ist die Frage, wie weit regional die Wirtschaftsstruktur Niederschlesiens reicht und was aus der Lausitz werden soll.

Zur Beantwortung der ersten Frage kann wieder der Wirtschafts atlas von Schlesien herangezogen werden. Niederschlesien besitzt einmal in Breslau einen beachtlichen Industriemittelpunkt. Das Problem liegt aber bei den Industriegebieten der Sudeten und des Sudetenvorlandes. Die großen Textilindustriegebiete mit Reichenbach-Langenbielau und der gemischte Bezirk von Waldenburg-Neurode strecken durch Liegnitz und den Hirschberger Kessel der Oberlausitz mit Görlitz die Hand entgegen, und vollends stellen Lauban und

Bunzlau die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen her. Die Wirtschaftsstruktur der schlesischen Lausitz und Nordschlesiens ist dadurch charakterisiert, daß die Industrien mehr punktförmig über das Gebiet verteilt sind, daß also Industriegebiete im eigentlichen Sinne wie das Waldenburger und das oberschlesische nicht vorhanden sind. Trotz der zweifellosen Vorrangstellung von Görlitz handelt es sich aber keineswegs um einen so wichtigen Großstadtbezirk wie Breslau. Es fehlt der überragende Mittelpunkt, und die Industrie ist außerordentlich vielgestaltig.

Erst nördlich von Görlitz, im Gebiete der Lausitz-Niederschlesischen Heide, tritt die Braunkohle auf. Das Braunkohlengebiet ist durch einen Streifen äußerst dünn besiedelten Waldlandes von dem Görlitzer Industriegebiet getrennt, das seinerseits mit dem niederschlesischen Textilgebiet um Lauban, Greiffenberg und dem Hirschberger Kessel sowie mit Siegersdorf und Bunzlau in räumliche Verbindung tritt. Die Industrie der Steine und Erden, die an den beiden letztgenannten Orten vertreten ist, führt nun herüber zu der gleichen Industriegruppe im Braunkohlengebiet der Heide. Nordschlesien mit Glogau und Grünberg ist durch Textilindustrie sowie Metall- und Maschinenindustrie mit dem schlesischen Wirtschaftskörper verbunden.

Das neue Element bildet also das Vorkommen der Braunkohle. Durch die Anwendung moderner Maschinen im Tagebau wird die Beschäftigung von Arbeitern ungemein stark zurückgedrückt, so daß die anderen Industriezweige sich in dieser Beziehung durchaus durchsetzen. Der Abbau der Braunkohle geht weit nach Norden und hat gerade in den märkischen Gebieten an der Oder große Bedeutung erlangt. Starke strukturelle Unterschiede werden durch die anderen Betriebe hervorgerufen, wie die Textilindustrie, namentlich die Tuchindustrie in der Nieder-Lausitz mit Kottbus, Forst und Guben. Soll nun dieses Gebiet zu Schlesien oder zu Brandenburg geschlagen werden, oder ist es möglich, ein Wirtschaftsgebiet Lausitz zu begründen?

Die Frage eines eigenen Wirtschaftsgebietes Lausitz liegt ähnlich wie bei Hessen-Kassel. Keiner der Vorschläge gibt ihm ein eigenes Gebiet. Wohl aber streiten sich die benachbarten Großräume um Kassel. Während Weitzel es für Rheinfranken beansprucht, fordert es Obst für Niedersachsen. Kassel an sich wäre zu klein, um sich behaupten zu können. Auch für die Selbständigkeit der Lausitz hat sich meines Wissens keine Stimme erhoben. Die Sachlage ist in sofern anders als bei Hessen, als ein gleich überragender Mittelpunkt, wie es Kassel ist, fehlt. Es ist daher eher möglich, eine Teilung vorzunehmen bzw. zu belassen.

Es erhebt sich hier die sehr wichtige grundsätzliche Frage, ob große Veränderungen durch die Neuordnung vorgenommen werden sollen, und ob es sich im wesentlichen nicht nur um eine Umgruppierung handeln müsse. Daß kleinere Berichtigungen notwendig sind, darüber ist man sich in Gebieten mit vielen kleinen und mittleren Staaten, wie in Mitteldeutschland, durchaus klar, wo die einzelnen Staatsgebiete überdies noch in einzelne Teile und Splitter zerrissen sind.

Ich bin der Meinung, daß man mit der Verlegung von Grenzen sehr vorsichtig sein muß. Wo keine unbedingte Notwendigkeit vorliegt, unterbleibt sie besser. Vereinigt werden

dürfen nur solche Räume, die sowohl ihrer Wirtschaftsstruktur nach als auch bezüglich der Eigenart der Bewohner zusammengehören.

Bezüglich der Lausitz sollte in erster Linie an dem Besitzstande von Preußen und Sachsen nichts geändert werden. Die Schwierigkeiten sind auch an der Westgrenze des Freistaates Sachsen geradezu unüberwindlich. Bleibt diese Grenze bestehen, dann ist damit die Frage für die Oberlausitz beantwortet. Anders ist es mit der Niederlausitz. Die Grenze zwischen beiden Landschaften ist sehr alt und fällt mit der Provinzgrenze von Schlesien bis in die Gegend von Sagan im wesentlichen zusammen. Abgesehen davon, daß durch die Zugehörigkeit zu Preußen sich ein großes Zusammengehörigkeitsgefühl herausgebildet hat, ist durch den Abbau der Braunkohle eine wesentliche Strukturwandlung in diesem Gebiete eingetreten. Diese hat an der Grenze zwischen den ehemaligen Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz nicht haltgemacht, wie beispielsweise die Lage des Lautawerkes zeigt, das hart nördlich der Grenze von Niederschlesien liegt. Die Grenze muß also im einzelnen revidiert werden, was um so leichter geschehen kann, als in den Grenzgebieten die bodenständige Bevölkerung nicht ausreichte, um die notwendige Arbeiterschaft zu stellen; denn dieses war außerordentlich dünn besiedelt, bevor die Industrialisierung modernen Stils einsetzte.

Die Grenze des „Reichslandes“ Schlesien müßte also zumindest nördlich von Senftenberg und Spremberg verlaufen, wo sich ein Streifen dünner Besiedlung zwischen den niederschlesischen Industriebezirk und den der Oberlausitz mit Kottbus und Forst legt. Denn nach Möglichkeit soll eine politische Grenze durch dünn besiedelte Gebiete gelegt werden; diese sind in den meisten Fällen auch Strukturlinien, d. h. sie trennen Landschaften verschiedenen Charakters. Auf alle Fälle sind weniger Reibungspunkte gegeben, als wenn die Grenze durch ein dicht besiedeltes Land gelegt wird. Eine Fläche dünner Besiedlung liegt nun aber auch nördlich der Städte Cottbus, Forst und Guben, so daß die Entscheidung auch so fallen könnte, daß die Niederlausitz zu Schlesien kommt, wie es Tuckermann vorgeschlagen hat.

Unorganisch ist auch die Einbuchtung der Provinz Niederschlesien bei Sagan. Das gesamte Bobergebiet ist besser zu Schlesien zu schlagen und die Grenze in die Wälder westlich von Sommerfeld und Teuplitz zu verlegen. Auf diese Weise würde auch das Eisenbahnnetz eine klare Gliederung erhalten. Kleine Änderungen würden sich auch an der Grenze nördlich Grünberg ergeben.

Der Raum Schlesien hatte von Natur eine klare Nordgrenze längs der ehemals versumpften Oderniederung vom Knie bei Grünberg bis zur Einmündung der Görlitzer Neiße und dann wieder im Spreewalde nordwestlich von Cottbus. In dem Maße, wie die Sümpfe trocken gelegt wurden, haben diese Grenzlandschaften an ihrem Charakter als Sperrlandschaften eingebüßt, und der Einfluß von Brandenburg her machte sich zuerst bemerkbar. So ist denn auch vom grenzpolitischen Standpunkte aus die Landschaft der vielgenannten Städte Cottbus, Forst und Guben umstritten, zumal auch nach Westen das Land durchaus offen ist, wie die zeitweilige Zugehörigkeit zum Kurfürstentum Sachsen beweist.

Schließlich wäre auch die Dialektgeographie zu befragen. Sie würde die Entscheidung zugunsten Schlesiens herbeiführen, da der Lausitzer Dialekt, insbesondere das Oberlausitzische, eher zum Ostmitteldeutschen und damit zum Schlesischen als zum Obersächsischen neigt. Auch würde sich dann der Raum Schlesien über die Oder nach Züllichau in Richtung auf Schwiebus verschieben.

Wahrscheinlich würde man am besten tun, den von der Natur vorgezeichneten Weg zu gehen und die gesamte Lausitz mit dem Großraum Schlesien zu einer Einheit zu verschmelzen. Dagegen spricht nur die große Nähe von Berlin und die Tatsache, daß die Absatzgebiete des Kottbuser Bezirkes nach Westen weisen. Eine Verbindung mit Sachsen kommt nicht in Frage. Eine innere Verbundenheit mit Schlesien ist allein deshalb vorhanden, weil mit einem Zusammengehen mit Schlesien ein stärkerer Schutz der Eigenart des Kottbuser Bezirkes gegeben sein dürfte.

Der Raum Schlesien ist mit oder ohne den Kottbuser Bezirk lang und schmal. Es ist das Land beiderseits der oberen und mittleren Oder. Es ist ungemein mannigfaltig nach landschaftlicher Gliederung und wirtschaftlicher Struktur, wie das von einem Lande mit stark autarkischem Charakter zu erwarten ist. Auch der Mensch ist nicht ganz einheitlich, wie wir das bei der Betrachtung Oberschlesiens betont haben und im Falle der Lausitz wieder feststellen konnten. So ist Schlesien eine Einheit und doch wieder eine Vielheit. Solche Feststellungen werden sich auch bei anderen Großräumen machen lassen, und es taucht die Frage auf, ob eine Gliederung des Reiches in zwölf Reichsländer und dann nur noch in Kreise durchführbar sein wird. Es werden sich zwanglos noch Zwischenglieder herausbilden, die in der Größe zwischen den preußischen Regierungsbezirken und Provinzen liegen.

Für den Raumorganismus Schlesien ergibt sich dann zwanglos eine Dreiteilung mit dem Mittelstück Niederschlesien, mit Oberschlesien auf dem einen Flügel und der Lausitz auf dem anderen. Zentralisation ist gewiß das oberste Gesetz, aber es gilt nur für die großen Linien, wo jeder Deutsche das gleiche hohe Interesse hat. Daneben steht aber der Alltag, das Individuum mit seinen rein persönlichen und lokalen Interessen, der bodenständige, mit seiner Scholle eng verwurzelte Mensch. Dieser Mensch will verstanden sein, wenn er gelenkt werden und sich dem großen Ganzen einordnen soll. Die Liebe zur Heimatscholle, aus der gerade der wertvolle Mensch seine Kraft für das große Vaterland schöpft, diese Liebe verlangt verständnisvolle Pflege in kleinerem Verbände von bodenständigen Kulturorganen.

Der Gedanke der Neugliederung des Reiches ist nun einmal aufgetaucht und läßt sich nicht hinwegleugnen. Feste Gestalt hat er noch nicht gewonnen. Wie die Entwicklung gehen wird, wissen wir noch nicht. Wir müssen aber zu den Fragen Stellung nehmen, ganz gleich, ob eine Reichsreform nur eine Neugliederung nach Wirtschaftsbezirken bringen oder ob wirklich der bundesstaatliche Charakter angetastet werden wird, wogegen sich starke Widerstände erheben würden. Für Schlesien kommt nur eine verhältnismäßig geringfügige Verschiebung der Grenzen innerhalb Preußens in Betracht. Da aber auch andere Vorschläge gemacht worden sind, die Schlesien schwer schädigen können, so gilt es, die Ereignisse aufmerksam zu verfolgen.

Professor Dr.-Ing. Adolf Zeller

DAS WEBSKY-SCHLÖSSCHEN IN Breslau EIN SCHLESISCHES SANSSOUCI

Das Websky-Schlößchen soll demnächst als Standesamt aufgehoben werden und in die Hände der Marstallverwaltung übergehen. Hoffentlich findet es auch bei der neuen Benutzungsweise die Pflege, deren es als außerordentliches Kunstwerk bedarf

Im Zuge der Ohlauer Vorstadt lag seit dem 16. Jahrhundert ein der Ackerwirtschaft gewidmetes Anwesen, das „weiße Vorwerk“, dessen Nutznießung den Fürstbischöfen von Breslau gehörte. 1739 verpachtete Kardinal Bischof Philipp Ludwig Graf von Sintzendorf (1732—47) die Äcker und Wiesen; die Wirtschaft selbst mit dem Wirtschaftshof verwandelte er zwischen 1732—37 in einen sogen. „Baumgarten“, d. i. eine Anpflanzung für veredelte Baum- und Obstarten¹⁾, nebst einer Orangerie²⁾ und einem kleinen „Lusthaus“ Eine Allee von Linden³⁾ führte auf das Haus zu. Vordem war der Bauplatz ein „Gehege“, d. h. ein eingezäuntes Revier für Wildhethen, in dem der Bischof Franz Ludwig und andere jagten, unter anderem hieb um 1715 der wegen seiner Kraft berühmte Baron von Nimnitz mit seinem Degen einem Wildschwein den Kopf ab und wie dergleichen Jagdgeschichten sonst noch lauten⁴⁾.

Den Ausbau des im Äußeren sehr bescheidenen Lusthauses leitete der seit 1748 meist in Ottmachau residierende Bischof Philipp Gotthard Graf von Schaffgotsch selbst, namentlich die Ausschmückung des sogen. „Marmorsaales“ ist sein Werk. Die Familie von Websky, die das Schlößchen als Erben des Stadtrats Meyer Mitte des XIX. Jahrhunderts übernahm, besitzt noch umfangreiche Auszüge aus Bauakten⁴⁾ jener Zeit, aus denen einiges mitgeteilt sei.

Der Grundriß des Lusthauses (Abb. 1) zeigte damals einen in der Mittelachse durchlaufenden sogen. Gartensaal (sala terrena) mit beiderseits in den Scheidewänden angeordneten Kaminen. Links und rechts von diesem Hauptraum, der durch zwei Geschosse geht, lagen

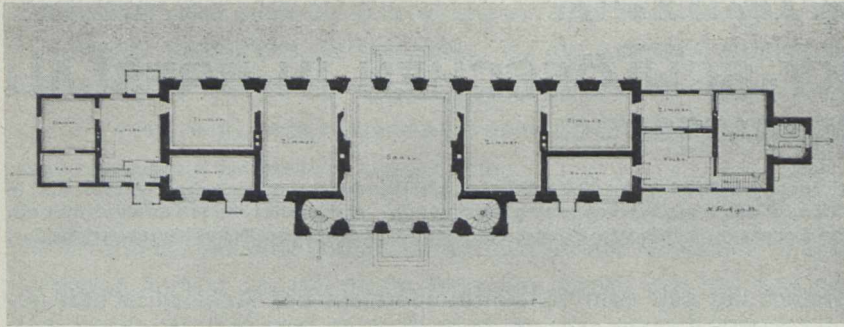
¹⁾ Sinzendorff verpachtete 1738 (1. November) die weißen Vorwerksäcker samt den Schäferie-Wiesen hinter der Kröten-Mühle an die Erbsassen von St. Mauritius solidarisch für 1200 Fl. vom 1. Januar 1739 ab auf 18 Jahre ohne Vieh und Gebäude. Die Wirtschaftsgebäude und den Fundus instructus am Inventarium wurden zugunsten des Bistums-Fonds verkauft, bzw. bei Anlage des Baumgartens des Lusthauses und der Fruchthäuser (exkl. Orangerie) abgerissen.

In einem Briefe vom Juli 1749 teilt der Verwalter Ursprung mit, daß er reife Melonen von dem Garten zusammengebracht habe, und im Schreiben vom 25. Oktober 1750 wird berichtet, daß über 300 Stück süße Pommeranzen aus dem Orangeriehaus zum Verkauf geerntet sind. Sie sollen im Stamm nicht höher als 7 Ellen, und $\frac{1}{4}$ in Diametro dick sein.

²⁾ Im Schreiben vom 11. Juni 1749 wird erwähnt, daß „gestern zu dem von Broke (Brockau?) kommenden Ananashause gehörigen orthel (d. i. Platz) der Grundriß ausgestochen“. Die Orangerie war 1749 bereits vorhanden, der Fürstbischof verordnet, daß einige Einzelstücke daraus verkauft werden zugunsten der Baukasse des weißen Vorwerks.

³⁾ Im Schreiben vom 11. Oktober 1749 bittet Ursprung um 24 Stück Linden, da so viele im Garten eingegangen. Der Kammerrat Kindler wird beauftragt, sie zu liefern.

⁴⁾ Auszüge von v. Websky aus den Akten Staatsarchiv: Vorwerks Akten, bischöflicher Garten.



1. Das Lusthaus nach Anbau der neuen Seitenflügel von 1883

je drei Nebenräume. Das Obergeschoß, durch Wendeltreppen links und rechts vom Hauptsaal zugänglich, diente wohl für Schlafräume und Dienerschaft.

Erst viel später, nachdem das Besitztum 1803 in den gemeinsamen Besitz des Stadtrates Meyer und des Herrn von Sprockhoff gekommen war¹⁾, wurde es erneuert und erweitert. In der Franzosenzeit diente der Saal als Stall, die innere Einrichtung wurde stark beschädigt. Die zweite Gemahlin des Stadtrates, eine geb. Roland, ließ das Anwesen wieder in Ordnung bringen, wobei die schmalen Anbauten in Holzfachwerk an beiden Schmalseiten hinzukamen, die in unserem Grundrisse zu sehen sind. Sie dienten für die beiden Familien, die hier gemeinsam im Sommer wohnen wollten, zur Unterbringung ihrer Küchen- und Dienerräume; der Ausbau an der rechten Seite enthielt die gemeinsame Waschküche und Rollkammer. Der Umbau und die innere Wiederherstellung jener Zeit war nicht eben erfreulich; der Saal, im Holzwerk dunkelbraun gestrichen, mit Holzfüllungen in den ehemaligen Glastüren, war finster und düster, dumpf hallten die Schritte auf dem versackten Marmorfußboden, „es war gruselig, hindurchzugehen“, wie Frau Geheimrat Methner-Schweidnitz, die ihre Kindheit in diesem Hause verbracht hatte, den Eindruck in ihrer Jugendzeit empfand.

1883 mußte das Anwesen, das durch die niedrige Lage auch öfter durch Überschwemmung in Mitleidenschaft gezogen worden war, umfassend umgebaut werden. Die Architekten Brost und Grosser besorgten diese Arbeiten. Die äußere Ansicht der Hausfassade nach dem Parke vor dem Umbau zeigt Abb. 2. Der Mitteltrakt mit drei ovalen Oberfenstern, begrenzt durch die beiden Wendeltreppentürme, Mansardendach; die seitlichen dreiachsigen Flügel in glatter Lisenenarchitektur, im Gegensatz zu den mit Rokoko-Kartuschen gekrönten Pilastern und dem Wappen des Bauherrn geben bei aller Schlichtheit dem ganzen Bau einen harmonischen Charakter.

Die Front nach der jetzigen Websky-Straße (Abb. 3) zeigt recht deutlich die Änderung der Architektur. Das stark verfaulte ehemalige Mansardendach mußte einem modernen weichen;

¹⁾ Das weiße Vorwerk lieferte keinen Ertrag. In einer Eingabe an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen vom 27. April 1796 erbat der Fürstbischof Josef von Breslau die Genehmigung, das Vorwerk zugunsten der Kapitalanlage des Bistums versteigern lassen zu dürfen; da allein die Unterhaltungskosten nach einer vorgenommenen (eruirten foraction) ohne Brennholz 748 Fl., 18 Gr. 9 Pf. erfordert hatten.

die schlichten Fenster des Obergeschosses wurden erhöht und das ehemalige Kranzgesims, das im Mittelflügel noch sichtbar ist, in den Seitenflügeln kassiert, so daß es nur noch über den Pilastern als „gekröpfte Ordnung“ zu sehen ist; vor allem auch die alte Einteilung der Fenster mit sogen. „Fensterkreuzen“ mit quadratischen Scheiben wurde zugunsten der modernen großen Scheiben geändert. Damit verlor das Gebäude viel von seinen intimen früheren Reize.

Im Inneren (Abb. 4—5) wurde glücklicherweise mehr im Sinne der ursprünglichen Ausstattung gearbeitet; durch Dresdner Spezialarbeiter der verschmutzte alte Stuck mit Blutstein gereinigt; die stark zerstörten Pilaster ausgebessert; die Kamine aus schlesischem Marmor neu beschaffen; die erblindeten und zertrümmerten Spiegelfassungen mit den üblichen kleinen Scheiben des Rokoko leider durch große Spiegelscheiben ersetzt. Der ehemalige Steinfußboden aus achteckigen Marmorfliesen, der für dauernden Aufenthalt in unserem Klima sich nicht eignet, wurde durch einen Parkettboden ersetzt und eine Luftheizung eingebaut. Die Gartenfront wurde durch Vorbau einer Säulenhalle nebst Söller sowie den in moderner Renaissance der 90er Jahre gehaltenen Umbau der Treppentürme und die wenig schönen großen Dachgauben nebst dem Zwerghaus (Lukarne) im Mittelbau und durch die verunglückten Zeltdächer mit am fühlbarsten verändert.

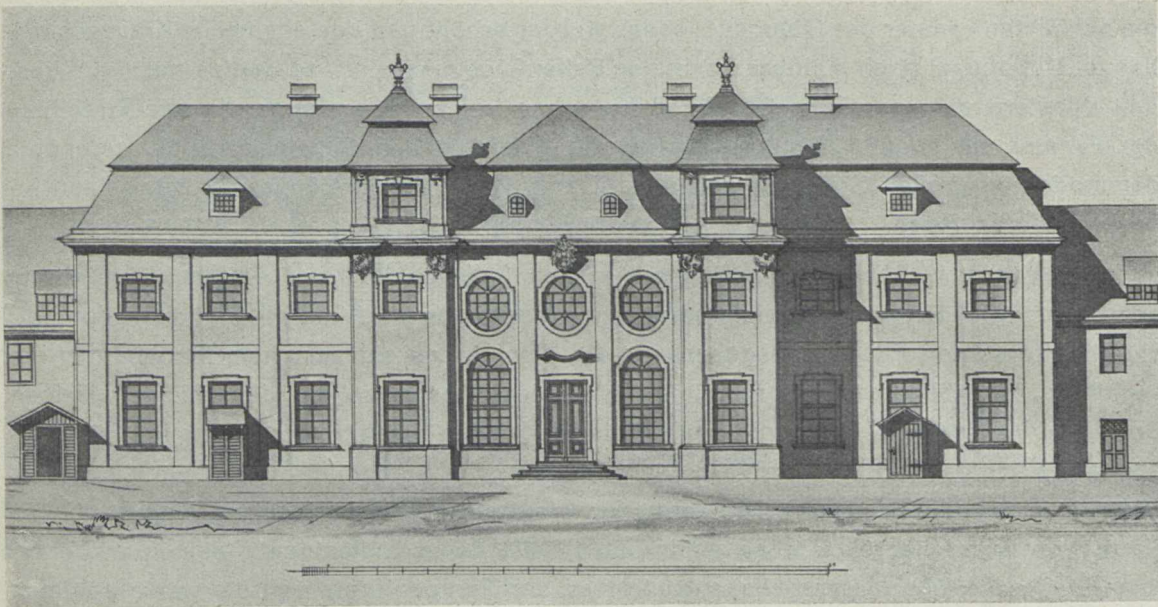
Immerhin gelang es Herrn Kommerzienrat Dr. Websky so, das hübsche Lusthaus in bewohnbarer Form, in dreijähriger Arbeit und unter erheblichen Geldopfern für die Nachwelt zu retten, und der Name Websky-Schlößchen, wie es im Volksmund nun genannt wird, ist ein dauerndes Zeichen der Dankbarkeit, die Breslau seinem verdienstvollen Mitbürger schuldet.

Es darf vielleicht aus Rücksicht auf die Geschichte des Kunsthandwerks der Mitte des 18. Jahrhunderts noch einiges aus den Bauakten des Grafen von Schaffgotsch erwähnt werden.

Geistiger Urheber der Saaldekorationen war offenbar der Bischof selbst; er war, wie alle Bauherren des 18. Jahrhunderts, in gewissem Sinne sein eigener Architekt.

Die örtliche Aufsicht besorgte der Hof-Vogt Franz Ursprung. Es existiert noch im Staatsarchiv der Briefwechsel zwischen ihm und dem hohen Bauherren, umfassend die Zeit vom 11. Juni 1749 bis zum 19. November 1750. Im Rohbau war das Lusthaus vor Ausbruch des ersten schlesischen Krieges (1740—42) fertig; der Ausbau selbst verzögerte sich durch die Kriegsjahre bis gegen 1748—49. In dem ersten Schreiben vom 11. Juni 1749 wird die Frage besprochen, ob man die „Boiserie“, das ist die Wandverkleidung hinter den Kaminen des Saales im anstoßenden Zimmer wegen der Gefahr des Werfens aus Holz oder aus „colorirtem Marmor“ machen solle. Stuckkateure und Schleifer sind damals fest an der Arbeit, der Meister dieser Arbeiten war der Marmorierer Siegwitz¹⁾. Die Nachbarzimmer

¹⁾ Die Schreibweise teils: Sigwiz (Ursprung), Siegwitz (Bauherr). Ein Bildhauer Johann Albrecht Siegwitz am Bamberg († 1766) war Mitte des XVIII. Jahrhunderts in Breslau sehr tätig: Kardinaltugenden am Balkon der Universität, vier Engel in der Hochbergkapelle, Hieronymus-Standbild vor der Kreuzkirche (vergl.: Landsberger, Breslau, Leipzig 1926, S. 156, 197 f).



2. Schauseite nach der Klosterstraße vor dem Umbau 1883

Nach der Aufnahmezeichnung von H. Fleck

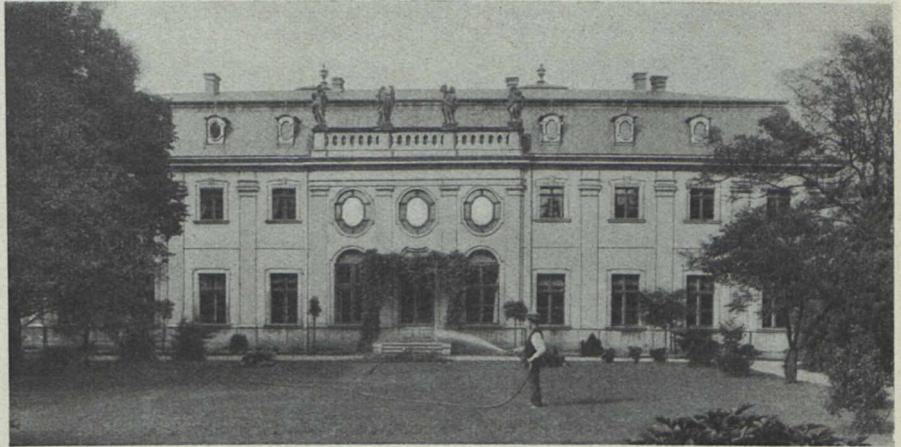
sollten mit Spalierlatten à la volée¹⁾, d. h. im Sinne einer Gartenarchitektur geziert werden. Für die „Trimeaux“ des Saales und der Nebenzimmer, d. h. die sogenannten Fensterpfeiler mit ihren damals üblichen Spiegeln²⁾ sollte zunächst auf einem Stück „kurze querwandt“ mit einem bereits approbierten Muster ein Modell durch den Bildhauer verfertigt werden, ohne Staffierung, d. h. ohne Bemalung, damit der Bauherr an Ort und Stelle entscheiden und die Gläser gleich hineingesetzt werden können. Ausdrücklich wünscht der Bauherr, daß die „Trimeaux“ im Schlafzimmer „sehr fein und Subtil“ von Siegwitz angefertigt werden.

An den Scheidewänden des Saales stehen beiderseits des Kamins Pilaster mit freikomponierten korinthisierenden Kapitellen, die rechts und links anstoßenden zwei weiteren Felder sind mit flachrunden Nischen und Türen, beide mit Supraporten ausgeziert. Über diesen rundbogig geschlossenen Nischen sind durchbrochene Verdachungen, bekrönt von Putten mit Sinnbildern der vier Jahreszeiten, angeordnet. In der Mitte zwischen beiden Nischen steigt zur Decke eine Herme, die als Träger korbartig ausgebildeter Wandbogen dient und von der Stichkappe des Spiegelgewölbes überdacht wird. Zur Herstellung dieser Dekoration hat Ursprung, wie er im Juli 1749 schreibt, den Marmor-Schleiffer Christoph Rumpf aus Trebnitz durch den Dragoner Frantz abholen lassen, und auch Siegwitz muß zur „Ausschleifung derer oberen Termes“ zwei Lehrjungen stellen, damit in 3—4 Wochen die Marmorierung vollendet ist; die „Staffierung der Kapitellen und Trimeaux“ (also ihre Grundierung

¹⁾ Kann heißen: flugs, aber auch in freier Anordnung, d. i. in Mustern.

²⁾ Trimeau, m. der Pfeiler zwischen zwei Fenstern, und der Pfeilerspiegel, als Verkleidung des Pfeilers im 18. Jahrhundert vielfach üblich.

3. Schauseite nach dem ehem. Park (jetzt Webskystraße)



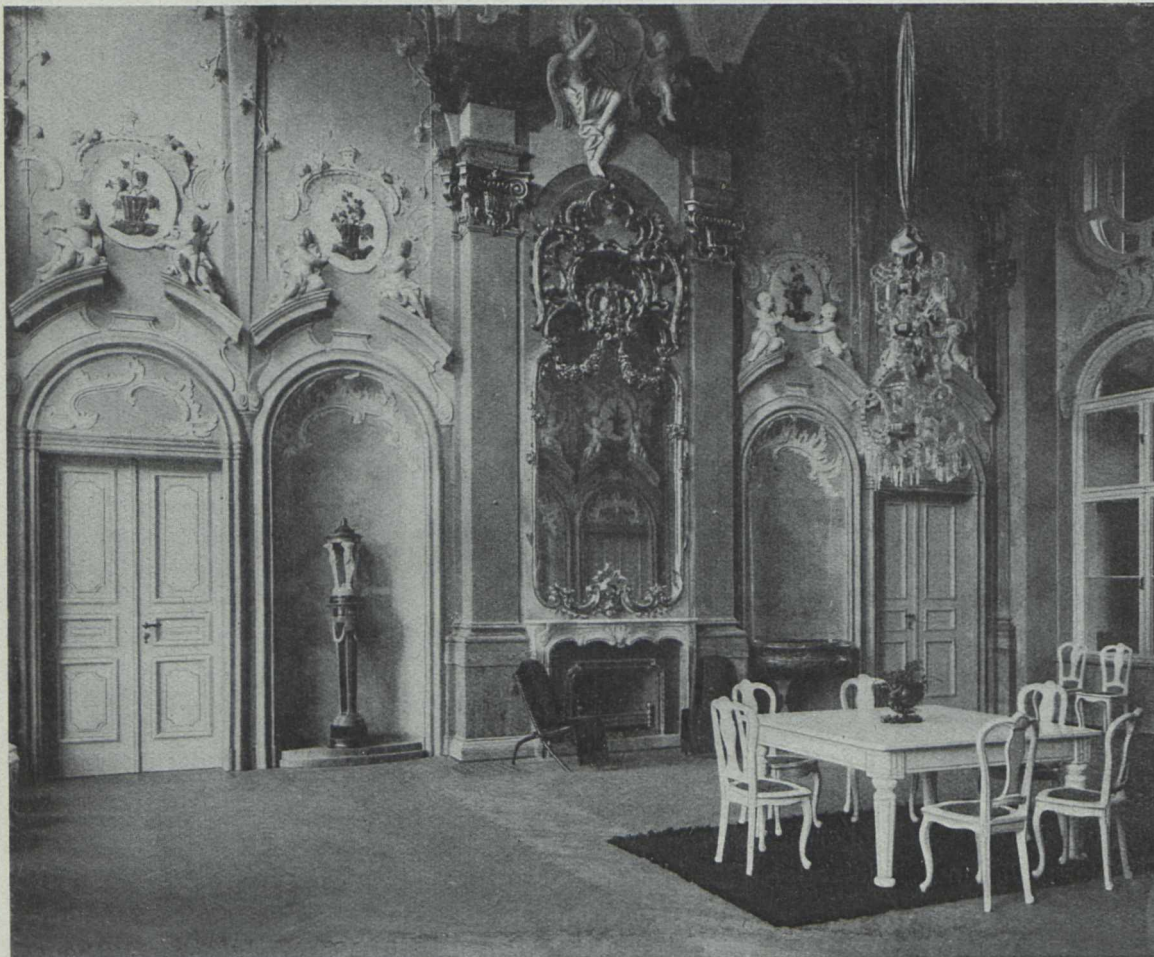
und spätere Vergoldung und Bemalung) ist in vollem Gange. Die Beschaffung der Spiegel ist eine teure Sache; der Spiegelmacher in Breslau verlangt für die übliche Handelsgröße 420 fl. für alle, jede Scheibe zu 18 Groschen; sollen aber große, wie im Audienzzimmer des Bischofhofes, in Frage kommen, so würden solche um 200 fl. teurer, da sie aus Augsburg bezogen werden müssen und mindestens 2 Monate Zeit erfordern.

Bei Bestellung der Spalliren¹⁾ wird erwähnt, daß bei 450 Ellen Stoff auch der Überzug für die Stühle berücksichtigt ist; in einem Schreiben vom 29. September 1749 wird erwartet, daß der Bau Ende Oktober beziehbar sei. Es wird auch bestimmt, daß die zuerst fertigen Zimmer gelbe und die letzt gefertigten blaue Spallieren erhalten; Tischel mit Marmorplatten im vorderen Zimmer, einfachere im Schlafzimmer. So erhielt der Tischler Wy Auftrag, „neue polpets (?) und zwei Gueridons“ (Leuchtergestelle mit Füßen) zu machen, wobei bestimmt wird, daß die Tischplatte mit Blumenwerk ausgelegt werden solle. Am 19. Oktober 1749 schreibt Ursprung: „Mit dem Weißen Fohrwegs-Saal bin endlich so weit gekommen, daß solcher intuitu der Auszierungen ehender einer propren Kirche, alß einem Saale gleich sieht, die über die Camine einander vis à vis aufgemachte Trimeaux machen einen über allemaßen guten effect, und repraesentiren ein vielfältiges perspectiv, in welchem der Saal durch eine doppelte repercussion²⁾ auf allen seithen in die Augen fällt usw.“ Der Bischof antwortet voll Dankbarkeit am 22. Oktober 1749: „Lieber Getreuer: Wann Wir Unseren weißen Fohrwegsgarthen Saal in derjenigen Beschaffenheit und Zierlichkeit bey Unserer nächsten Gott gebe glücl. Dahinkunfft antreffen werden, wie ihr Solchen in eurem Gehorsambsten Bericht vom 19. cur. Beschrieben habet. So wird sich Unsere

¹⁾ Der Ausdruck Spalliren hängt wohl mit der Vorbereitung der Wandbespannung zusammen. Wir erfahren aus einem späteren Brief des Bischofs, daß er rät, zuerst die Wand mit grober Leinwand zu bespannen zwecks Aufnahme der Feuchtigkeit, darüber die Latten, dann die Wandbespannung — die hohl liegen muß — auf diese, über den Latten, die profilierten Spaliere, die rot und gelb gemalt waren. Im Französischen heißt Spalier = espalier, die Spaliermauer ebenso; es ist also Spallier ein korruptierter französischer Fachausdruck.

²⁾ Gemeint reflexion, Zurückstrahlung.

4. Der große Saal im Websky-Schlößchen



dahmalige Geschöpffs Freude und Admiration verdoppeln usw.“ Es sei dazu noch bemerkt, daß die Mittelpartie über dem Kamin außerordentlich reich in feinstem Rokokoſchnitzwerk über Glasunterlage mit Maske und Fruchtgehängen geziert ist, darüber halten Putten das Wappen des Bauherrn mit dem Monogramm F S (Franz Schaffgotsch).

Mit dem Dankschreiben des Fürstbischofs hören die historischen Nachrichten über das weiße Vorwerk auf, dessen bauliche Beschaffenheit leider sehr bald allerlei Sorgen macht. Schaffgotsch selbst verließ am Tage der Schlacht von Leuthen (5. Dezember 1754) sein Bistum; nach dem Hubertusbürger Frieden zum zweiten Male; sein Gegner, der Minister von Schlabrendorf, Verwaltungschef von Schlesien, ließ den preußischen Teil der Diözese Breslau durch einen apostolischen Vikar verwalten. Erst der Bischof Josef Christian Fürst von Hohenlohe-Waldenburg übernahm das verwaiste Bistum wieder, doch blieb die Verwaltung des Vorwerks in den Händen der Domänenkammer; 1790 stand es unter der Verwaltung der Kriegs- und Domänenkammer und wurde von ihr 1803, wie schon oben erwähnt, veräußert.

5. Decke im großen Saal
des
Websky - Schlößchens



Die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auch in Breslau wütende Bauparzellierung hat es leider verabsäumt, das Bauwerk inmitten seines kleinen lieblichen Parkes zu erhalten; immer wieder wurden Stücke aus ihm zu Baustellen herausgeschnitten, so daß jetzt das ehemalige Gartenhaus recht unschön inmitten engbebauter Straßen liegt. Mit ihm ist eine besondere Bauanlage des 18. Jahrhunderts, eine innige Verbindung von Landschaft und ländlicher Architektur verloren gegangen; aber wir wollen zufrieden sein, daß wenigstens das Gartenhaus durch die Übernahme in städtischen Besitz als im Bestande gesichert gelten kann und wir wollen hoffen, daß es gelegentlich auch einmal in besseren Zeiten pietätvoll und im Geiste seiner Entstehungszeit wiederhergestellt werden kann.

ALFRED GRAETZER

VON FRANZ LANDSBERGER

Die Ausstellung graphischer Arbeiten Alfred Graetzers im ehemaligen Generalkommando hat die Aufmerksamkeit auf einen Künstler gelenkt, der bisher nur wenigen bekannt war und der doch eine weitgehende Beachtung verdient. Gerade heute, wo der Naturalismus nicht mehr der Ausdruck der Zeit ist, stehen wir vor den Schöpfungen dieser Richtung mit um so reineren Empfindungen, ungetrübt durch jede Parteilichkeit, nur die künstlerischen Werte genießend. Bei Alfred Graetzer liegen sie in der Ehrlichkeit, mit der er seine Welt zu schildern weiß, eine Welt einfacher Gestalten aus dem Volke, ernster Persönlichkeiten, schlichter Landschaften. Diese Welt hat er in das Schwarz-Weiß übertragen mit der selbstverständlichen Sicherheit, die den geborenen Graphikerverräät. Über ihre Lebenswirklichkeit hinaus aber strömen seine Lithos bisweilen eine leise Melancholie aus, wohl verständlich, wenn man sich mit den Lebensschicksalen des Künstlers vertraut macht. Alfred Graetzer wurde am 28. Dezember 1876 in Groß-Strehlitz in Oberschlesien geboren. Dem Besuch des Gymnasiums folgte ein Jahr in Berlin als Maschinenbauleve; dann erst entschloß er sich zur künstlerischen Laufbahn, studierte an den Akademien von Berlin und

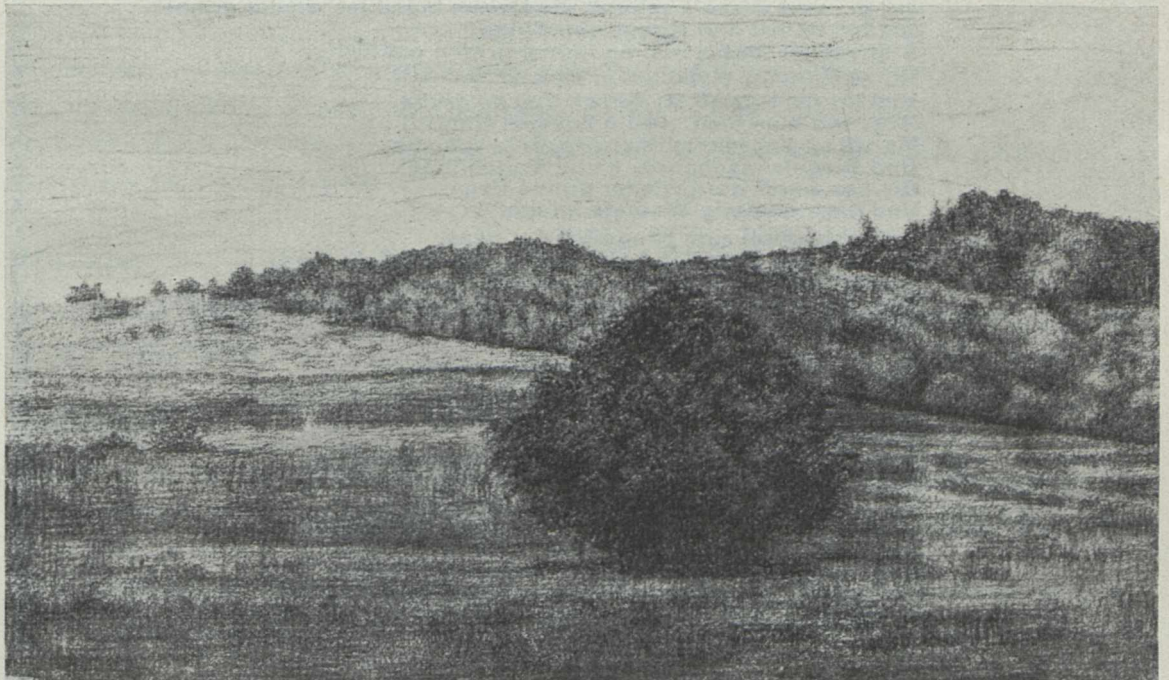
München, in Paris und in Ungarn — bei Hollowy —, siedelte sich in Dresden an, wo er mit seiner Frau ein Heim gründete. Dieses glücklich begonnene Leben aber nahm bald eine tragische Wendung. Nach der Geburt seines Sohnes erkrankte die schöne und geliebte Frau, und er mußte tatenlos ihrem Siechtum zusehen, von dem ein früher Tod sie erlöste. Nicht lange danach wurde er selbst von schwerer Krankheit befallen. Eine kurze Periode fieberhafter Arbeitskraft holte das Beste seines Könnens hervor, dann nahm ihn, den Fünfunddreißigjährigen, am 11. August 1911 der Tod von der Welt.

Die hier wiedergegebenen Proben mögen das eingangs über seine Kunst Gesagte verdeutlichen. In dem Kopf der kranken Frau geben sie ein Beispiel seiner Menschenschilderung; mit wie knappen Mitteln ist dieses leidende, auf den Kissen ruhende Antlitz lebenswahr und zugleich lebenswarm wiedergegeben. Kräftigere Züge trägt das mit starker Feder gezeichnete Bauernmädchen, bei dem die im Gesicht und Kopftuch gesammelt auftretenden Schwarztöne mit feinem Gleichgewichtsgefühl über Kleidung und Schlagschatten des übrigen Körpers verteilt sind. Die Landschaft endlich zeigt eine geradezu holländische Anspruchslosigkeit der Naturformen; hier spürt man den Einfluß von Rembrandt oder dem von ihm besonders geschätzten Hercules Seghers. Die Hell-Dunkelverteilung ergeht sich in den leisesten Nuancierungen, der Kontur des Hügels in den zartesten Schwebungen, so daß dieses unscheinbare Stück Erde zum Klingen kommt.

Große deutsche Graphik-Sammlungen, darunter die des Breslauer Bildermuseums, haben Graetzers Werke erworben. Hier mag man sich in einer stillen Stunde in die Reize dieser Blätter vertiefen.



Alfred Graetzer: Kranke Frau
Lithographie



Alfred
Graetzer:
Landschaft.
Lithographie

Zum Fasching die dreifache Portion:

Schliefisches Himmelreich

Winter auf dem Lande. Von Ernst Schenke

Wies oo eim Winter sein maag, sies doch schien.
Ma koan imm neune obends ei die Fadern giehn,
Früh koan ma bis im sechse, siebne liega,
Und a wing faul sein ies halt stäts a hübsch Vergnügen.
Ja, wenn ma goar asu a Heinzelmännla hätte,
Woas ehm die Kühe füttern und is Assa kocha tät,
Früg ma denn doo, ehbs zeitlich wär, ehb spät?
I wu ock har, — ma blieb eim Bette,
Und schielte monchmoll blus zum Fanster naus:
Schneits oder sitts nooch neuer Kälde aus?
Früh imm holb zahne wär ma aufgewacht,
Imm zwölfe spräch ma „schlof gesund, gun Nacht.“
Asu a Wintertaag, dar ies nich zu verachta.
Beim Nupper drüba warn se hinte schlachta.
Doo krieg merr Wellfleisch, Wellwurscht und eim Tuppe
Mit fetta Stücklan drinne voo derr Wurscht die Suppe.
Drei Zentner wug is Schwein, — derr Fleescher kunnds kaum zwinga.
Nu sitz merr doo und halfa's miet verschlinga.
Sies doch n necksche Welt, — wuhien de sist,
Doo siste halt, wie ees is andre frißt.
Jitz schneits schunt wieder, und die Gänse lärma
Derr Kolle kommt zum Hingertürla rei.
Ehb a sich viel awing om Uwa wärma?
A stiewelt ei a Kiehstol nei.
Ju, ju, merr wissa's schunt, die kleene Moad ies wieder drinne,
Die leit m seit derr Kerms eim Sinne.
A hübsches Madel und oo immer schien geklitt't,
Om schinnsta, wenn ma se voo weitem sitt.
Viel lus ies j'itz uff Müllersch Teiche drüba,
Nee, satt blus hien, a su n Zoaspel Kinder!
Ma sitt se koascheln, Kauermannla schieba
Und Biegeis macha, die klenn Vagebänder.
Bis ees amoll werd wieder drinne liega
Und ganz gehierig Womste kriega.
Satt ock amoll zum Hingerfanster naus.
Derr Nupper Scholich hullt senn grußa Schlieta raus.
Die Roppa sponnt a ei, — jitz rufft a Seine.
Eim neua Pelze kommt se oan, — nu die Madam, die feine.
Derrhingerhar die Madel, nee herrje,
Ma kennt se bale goar nich meh.
Nee, satt blus hien, asu n Stoat zu macha.
Wu honn die bei dar schlechta Zeit doas Geld blus har?
Hutt, Mantel, Schuhe, lauter neue Sacha.
Om schlechtsta oangezeun ies ar.
A sitt euch aus wie a rumänscher Schweinetreiber.
Ju ju, durt drüba langts blus uff die Weiber.
Die steiga ei, die Roppa warn schunt wilde;
Jitz kimmt noch schnell die Grußmoad, die Mathilde.
Und setzt sich vurne uff a Kutscherbook.
Hüh, jitz koans lus giehn über Steen und Stook.
Die Schelle klingelt, zieht, ihr Rappla, zieht!
A Mühlberg nuff, ma führ om liebsta miet.



FASCHINGS-HOROSKOP 1933

Dieser Mann, Professor Flodur Dnarbellih aus Amerika (Kreis Oels), Postschließfach § 51, dieser berühmte Gelehrte, von dem schon, als er noch in die Schule ging, sein Vater immer zur Mutter sagte: „Der Junge hat eine so schrecklich große Klappe — der muß Hellseher werden!“, dieser Astrologe von überlebensgroßem Format, gegen den Nostradamus ein Waisenknabe und Erik Jan Hanussen eine Doppelwaise ist, sagt Ihnen völlig kostenfrei Ihre Zukunft und die Geschehnisse des Kalenderjahres 1933 voraus, wenn Sie ihm 1,30 Mark in Briefmarken für Porto und Horoskop-Rotationsdruckkosten einsenden. Setzen Sie sich sofort auf Ihr zweites Gesicht und mit ihm in Verbindung! Die Sterne lügen nicht, weil sie nicht reden können.

Professor Dnarbellih sieht selbst im Dunkeln hell; im Dunkeln sogar am besten. Nötigenfalls gießt er sich einen auf die Lampe, wofür nochmals 1,50 Mark in Briefmarken beizufügen sind. Schreiben Sie auf einer Postkarte genau auf, wie alt Sie sind (bei Damen zwanzig Prozent Rabatt), wie Sie zu Ihrer besseren (beziehungsweise schlechteren) Hälfte stehen, wieviel Kinder Sie haben, wie Ihre Geschäfte gehen, ob Ihre Leber funktioniert und welche Nummer Sie in der Lotterie spielen. Professor Dnarbellih wird Ihnen dann — ebenso treffsicher wie ein politischer Leitartikler — alles Wissenswerte über Alter, Eheglück, Kinderzahl, Geschäftsgang, Krankheit mitteilen und außerdem die Tatsache, daß selbst ein Hellseher in der Klassenlotterie nichts erben kann. Zögern Sie nicht, schreiben Sie sofort! Denn schon am 1. April stellt Professor Dnarbellih seine prophetische Tätigkeit ein und eröffnet mit den bis dahin eingelaufenen Briefmarken eine Filiale der Reichspost.

Wünschen Sie eine Probe seines schwindelerregenden Könnens? Wollen Sie wissen, was im Jahre 1933 in Breslau und Schlesien passieren wird? Dann lesen Sie sorgfältig die nachstehende Vision, die in sternklarer Nacht der astralbenebelte Jupiter persönlich der Venus ins Ohr geflüstert hat.

Januar

(Über diesen Monat jetzt noch Prophezeiungen abzugeben, überläßt Professor Dnarbellih seiner Konkurrenz.)

Februar

Die Winterolympiade in Schreiberhau fällt aus. Dafür wird in den „Schlesischen Monatsheften“ eine Humoristen-Olympiade abgehalten. Auf der Schneekoppe finden Ski-Trockenkurse statt. Roller sind beim Koppwirt zu haben.

Der Pelikan aus dem Breslauer Zoo erhält von der Firma Günther Wagner-Hannover die schriftliche Aufforderung, die Leitung ihrer Propaganda-Abteilung zu übernehmen, und lehnt ab.



JANUAR



FEBRUAR

März

Der schon seit langem gehegte Plan des Wasserbauamtes, den Spiegel der Ohle durch Zufuhr von Oderwasser zu erhöhen, gelangt endlich zur Ausführung. Die Pumpwirtschaft nimmt dadurch einen ungeahnten Aufschwung.

Mit Rücksicht darauf, daß im Jahre 1933 Richard Wagner der diensthabende Klassiker ist, legt der Magistrat die Stadtrats-Dezernate für Theaterwesen und Marstall wieder zusammen, um bei den Aufführungen der „Nibelungen“ die nötigen Rösser sofort parat zu haben.

April

In diesem Monat finden in Breslau vier Reichstagswahlen, zwei Landtagswahlen, drei Stadtverordnetenwahlen und je eine Kirchenvorstands- und Elternbeiratswahl statt, außerdem die Wahl einer Schönheitskönigin der Tschepine. Spitzenkandidat für die Reichstagswahl ist Paul Neugebauer aus Runxendorf.

Die Zoodirektion teilt wieder einmal etwas mit, und zwar die betrübliche Tatsache, daß über Nacht sämtliche Tiere ausgerissen sind und daher die Eintrittspreise erst recht nicht gesenkt werden können. Von den Flüchtlingen wird der „Loewe“ zuerst wieder gesichtet werden, und zwar nachmittags im Südpark und abends bei einer Theaterpremiere in der rechten Parkettloge, während man gleichzeitig auf den Seitenplätzen des dritten Stadttheater-Ranges mit ausgereckten Hälsen ein Rudel Giraffen bemerken wird. Die Stare werden von den Gebrüdern Hirschberg zu einem Honorar von fünf Mark pro Abend an die „Scala“ engagiert werden und die Känguruhs mit leerem Beutel große Sprünge machen.

Mai

Die Straßenbahn treibt den Dienst am Kunden so weit, daß vom 1. Mai ab jeder Breslauer Bürger eine eigene transportable Haltestelle erhält, die er beliebig nach Bedarf überall aufstellen kann. Magistratsmitglieder bekommen eine Doppelhaltestelle. Außerdem veranstaltet die Straßenbahn, die in den letzten Jahren schon ihre gesamte Linienführung hierauf eingerichtet hat, bei günstigem Wetter „Fahrten ins Blaue“.

Juni

Das Breslauer Johannisfest findet im Interesse der Kaufmannschaft nicht auf dem Messengelände, sondern auf dem Ring und in der Schweidnitzer Straße statt, wo die Korn-Ecke, die Wurstbuden und der benötigte Rutschasphalt sowieso vorhanden sind. Den Ächterbahnbetrieb übernimmt — rings um den Ring herum — die Straßenbahn, die durch Buddeleien am Pflaster und durch zahlreiche Kletterweichen für ein schwungvolles Auf und Ab sorgen wird. An der Staupsäule wird ein lebendes Pferd angebunden und den Kindern gegen geringes Entgelt gezeigt werden, während für die Erwachsenen im Stadtverordneten-Sitzungssaale Boxkämpfe großen Stiles veranstaltet werden.

Juli

Um den Verkehr zu heben, gibt in der Ferienzeit die Reichsbahn, nach dem Vorbilde der Theater, Freikarten aus. Die Bedingung ist die gleiche wie im Vorjahre bei den verbilligten Urlaubskarten: das Reiseziel muß mindestens zweihundert Kilometer entfernt liegen. Infolge der dadurch entstehenden Massenauswanderung aus Schlesien werden zeitweise die Hotel- und Pensionsinhaber im Gebirge die einzige Bevölkerung unserer Provinz bilden.



MÄRZ



APRIL



MAI



JUNI



JULI



AUGUST

Emil Fache wird zum Provinzialrestaurator von Niederschlesien ernannt werden. Der „Verband Deutscher Badeanzugfabrikanten e. V.“ kreiert als Novität das Badetrikot mit auswechselbarem Zwickel, für jede Figur und Regierungsform passend.

August

In diesen Monat fällt eine gewaltige Ankurbelung der Wirtschaft. Nach ostpreußischem Muster, wo bekanntlich der polnische Korridor inzwischen mit Linoleum ausgelegt worden ist, werden in Schlesien folgende Notstandsarbeiten ausgeführt:

Das „Hohe Rad“ wird mit einer Luftdruckbremse versehen, die „Schwarze Koppe“ mit Schaumpoon gewaschen, das „Glatzer Gebirge“ mit Humagsolan behandelt. Außerdem wird im Glatzer Kessel der gesamte Kesselstein abgeklopft. Die „Pferdeköpfe“ werden aus dem Riesengebirge erst nach Striegelmühle und dann an die Heuscheuer gebracht. Die „Hohe Eule“ wird nach Athen getragen und der „Altvater“ zu Steinach geschafft. Zur Erleichterung der Schifffahrt wird neben die „Oder“ eine „Entweder“ gegraben. Die Brotbaude, die Baberhäuser und die Mohornmühle werden vom Consumverein zu einer neuen Großbäckerei vereinigt, um dort Stollen zu fabrizieren, die nicht zusammenfallen und daher von der oberschlesischen Grubenindustrie dringend gebraucht werden.



SEPTEMBER

September

Das Breslauer Schauspielhaus kündigt zum Beginn der neuen Saison an, daß es von nun an auch Opern aufführen wird, weil sie das Publikum des Stadttheaters immer seltener zu hören bekommt. Es finden täglich fünf Vorstellungen statt; der Eintrittspreis wird für alle Plätze, auch die schlechten, auf dreißig Pfennige festgesetzt. Als Eröffnungsvorstellung wird die „Dreigroschenoper“ gegeben.

Oktober

In diesem Monat passiert nichts Schlimmes. Nur, daß Alexander Runge, ermutigt durch den ungeheueren Erfolg seiner Zeitschrift auf Postkarten „Ja und Nein“, auch noch eine Zeitschrift in Rollenform herausgibt, die den Titel „Hin und Her“ tragen wird.



NOVEMBER

November

Durch Notverordnung wird die Erhebung einer Kopfsteuer eingeführt. Als Sachberater wird der Negerhäuptling M-pua-pua ins Finanzministerium berufen. Infolgedessen werden in Schlesien viele Menschen ganz kopflos werden.

Da die Bühnenkünstler sich im Laufe der letzten Zeit mehrmals als Fußballspieler betätigt haben, werden die Fußballer beschließen, sich zu revanchieren und im Stadttheater den „Parsifal“ mit einer Klassemannschaft persönlich aufzuführen. Bei dieser Vorstellung wird besonders das musikalische Motiv vom „reinen Tor“ begeisterten Beifall finden.

Dezember

Auf Grund obiger, ans Wunderbare grenzender Voraussagen wird Professor Flodur Dnarbellih von der Direktion des Liebichtheaters das Angebot bekommen, allabendlich als fahrplanmäßiger Hellseher aufzutreten. Er wird es jedoch vorziehen, dem Zuge der Zeit zu folgen und — mit den restlichen Briefmarken im Werte von zwei Millionen im Koffer — nach der Schweiz auszuwandern. Unterwegs wird er, um sich völlig unkenntlich zu machen, den Bart abnehmen und seinen Namen umdrehen. Er heißt alsdann Rudolf Hillebrand



DEZEMBER

ÜBER DEN WELLEN

VON MATZ

Ich bin ein begeisterter Radiot. Aber ich kann mir keinen teuren Fünfröhren-Apparat mit Freilauf, Rücktrittbremse und Sirene leisten. Dieser Ansicht ist auch mein Radiohändler. Denn als ich mir bei ihm einen komfortablen Superhet auf Abschlagszahlung kaufen wollte, drückte er mir stillschweigend die vorgedruckte Adresse einer „Heilanstalt für Stotterer“ in die Hand.

So bleibt mir nichts übrig, als mich mit meiner alten Drei-Angströhrenkiste zu begnügen, mit der seinerzeit schon mein Großvater die Uraufführung der „Fledermaus“ gehört hat. Dieses Gerät unterscheidet sich von einem Schiedsrichter beim Boxkampf und von unserer Hausschneiderin dadurch, daß es überhaupt nicht trennen kann. Es huldigt, gegenüber dem Ansturm sämtlicher europäischen Großsender, dem löblichen Grundsatz: „Seid einig, einig, einig!“ Kaum habe ich aufgedreht, da macht sich diese ungestüme Maschine durch ein paar gellende Pfiffe Luft und saust dann, mit einem Tempo, bei dem der Rennfahrer Campbell vor Neid erblassen würde, durch sämtliche Stationen der alten Welt, kreuz und quer alles auffischend, was da an Geräusch und Ton, an Vorträgen, Hörberichten, Musik, Börsen- und Sportnachrichten in die Mikrophone geredet wird. Und dieser ganze Hexensabbath, dieses Ragout, aus dem nur hier und da ein paar zusammenhängende Brocken auftauchen, ergießt sich so atemberaubend schnell über mein unschuldiges Haupt, daß ich, um es einmal als Kostprobe aufzuzeichnen, stenographischen Weltrekord schreiben mußte. Aber ich hab's geschafft. Die Abendsendung auf „Welle Matz“ sieht so aus:

„Meine Damen und Herren! Schon zu Karls des Dicken Zeiten war man sich der Notwendigkeit intensiver Sportpflege bewußt . . . jedoch setzte die Einschleppung des Kartoffelkäfers diesen berechtigten Hoffnungen der deutschen Landwirtschaft ein jähes Ende . . . während es heute als bewiesen gelten kann, daß der Dachs einen mehrmonatigen Winterschlaf hält . . . (Drei Takte aus dem neuesten Schlager: „Wer hat dem Onkel Philipp denn den Sex-Appeal geklaut?“) . . . mehren sich die Anzeichen dafür, daß unsere alte Mutter Erde schon in fünfzig Millionen Jahren jeglichen Lebens entbehren wird . . . trotz alledem wollen wir mit Hinblick auf die unermüdlige Tätigkeit der Völkerbundsdelegierten hoffen, daß uns das Jahr 1933 nicht mehr als fünf größere Kriege innerhalb der europäischen Grenzen bringen wird, die jedoch . . . mit Hilfe des neuesten, äußerst humanen Schwarzkreuzgases eine völlige und schmerzlose Vernichtung der so schädlichen Nager verbürgen . . . Rumpf beugt! Knie durchdrücken, nicht schlappmachen, meine Damen! . . . auch der Säugling hat ein Anrecht darauf, an den Segnungen des Rundfunks teilzuhaben . . . sollten sich Komplikationen ergeben, so empfiehlt sich auf jeden Fall die sofortige operative Entfernung des Blinddarms, der ja schon lange . . . als überfällig und mit schwerer Schlagseite treibend im Kanal gemeldet wird. Die Rettungsarbeiten . . . stießen auf den heftigen Widerstand der Aufständischen, die immer von neuem in den Ruf ausbrachen . . . herunter

mit den Straßenbahntarifen . . . diese vordringlichste Forderung unseres schlesischen Kunstlebens . . . erfordert die harmonische Zusammenarbeit aller Kegelfreunde . . . von deren energischer Haltung die Zukunft der gesamten Holzindustrie abhängt . . . Wir machen darauf aufmerksam, daß die Verbreitung dieser Nachrichten durch Druck oder Schrift . . . erwünscht ist, ferner jeder Beitrag, der die schwache Kasse des Hilfswerkes für gefallene . . . Kurse erholten sich nachbörslich um ein Prozent bei schwacher . . . Konstitution nehme man morgens auf nüchternen Magen drei Eßlöffel . . . Vitriol kann keineswegs unter die leicht bekömmlichen Genußmittel gerechnet werden . . . die Antenne zu erden . . ."

Hier schreckte mich ein ohrenbetäubender Lärm vor meinem Hause aus dem andächtigen Lauschen empor. Draußen wurden rasselnd zwei Fuhren Zement für mich abgeladen. Ich habe nämlich begonnen, dieses Zeug zu schnupfen, um einer drohenden Gehirn-erweichung vorzubeugen!

Die Maler

Warum sagen die Maler denn immer:

Montag früh fangen sie ganz bestimmt an.

Man rückt die Möbel mitten ins Zimmer,

(Wobei sich meist jemand Schaden getan,

Was längst wir befürchtet und kommen sahn,)

Dann dämmert der Montag-Morgen heran ;

Daß die Maler nahn — das ist leerer Wahn. —

Sie bringen die Farben und die Leiter,

Dann gehen sie fort und kommen nicht mehr.

Und es geschieht absolut nichts weiter.

Ganz ohne Zweifel: man ärgert sich sehr.

Es stockt der ganze gesell'ge Verkehr,

Die Stuben sind öde, die Wände leer,

Man findet nichts mehr, denn alles steht quer.

Die Möbel fühlen sich fehl am Orte,

Vor allem im Rücken ganz ohne Halt . . .

Die Familie spricht bittere Worte,

Die Perle verlangt ihr Buch und Gehalt, —

Die ganze Wohnung verlor die Gestalt, —

Es zieht überall! — Du hast mit Gewalt

Die Tür geknallt, dir ist kalt, du wirst alt.



Wissenswertes über Breslau

VON DEM Sextaner CURTCHEN

Breslau wurde vor längerer Zeit mitten in der Oder gegründet. Sonst wäre es heute nicht vorhanden und die Breslauer hätten keine Häuser zum drin wohnen. Bei der Gründung war es noch klein, aber es vermehrte sich durch den Fleiß der Bevölkerung, wodurch immer mehr Kinder hinzukamen. Jetzt nennt man es eine Großstadt und schimpft darauf, indem es östlich liegt und die Fremden immer drum herum fahren.

In den Straßen, wo nicht aufgerissen ist, kann man spazieren gehen. Wenn man will. Man kann auch hindurchfahren, aber da muß man aufpassen, wenn einem grün und rot vor den Augen wird. Will man einmal sehr rasch fahren, so muß man fortwährend stehen bleiben. Man kann aber auch wieder umdrehen und nach Hause fahren. Dieses nennt man eine Verkehrsampel.

Die Stadt Breslau liegt nicht sehr gebirgig. Man findet darin nur den Kinderzobten, den Frieberg, die Liebichshöhe und den Ketzerberg. Wer auf höhere Berge steigen will, der muß aus Breslau hinaus! Dann findet er welche. Sie liegen auf der Karte und sind braun gezeichnet. Sobald man hinkommt, verursachen sie eine schöne Landschaft. Stehn sie zusammen, dann verwachsen sie zu einem Gebirge. Darin haust der Rübezahl. Er hat sehr viel zu tun, weil er als Herr der Berge viel tausendmal grüßen muß.

In der Mitte liegt der Ring. Er heißt so, weil er viereckig ist und weil die Ringbuden dort stehen. Das Wichtigste auf dem Ring ist der Schweidnitzer Keller, wo der Besucher von auswärts hingehet und frisch angestochen wird. Als Abschluß nach oben hat man auf den Keller ein Rathaus gebaut. Darin sitzen die klügsten Männer und beraten wegen Steuern und wo man Geld wegnehmen kann. Das ist eine mittelalterliche Gotik.

Die Straßen liegen um den Ring herum. In der Mitte fahren die Bahnen, die Autos, die Hunde und die Radfahrer. Selbige sind sehr beliebt. Es ist ihnen verboten, Fußgänger umzuwerfen, aber sie wissen es noch nicht. Wenn einem einmal was zustößt, so kommt das Überfall-Kommando. Das tutet ganz anders, damit man es weiß. Dann bleibt alles so stehen wie es gestanden hat und dann fährt es wieder weg. Wenn es aber gebrannt hat, dann kommt die Feuerwehr und spritzt darauf. Hierauf wird die Löschung festgestellt. Wegen der Versicherung.

In der Mitte fließt die Oder. Sie besteht aus dem Wasser und dem Ufer. Das Ufer befindet sich auf beiden Seiten und bleibt stehen, während das Wasser hinunterläuft und in das Haff





mündet, weil es der Geographielehrer so haben will. Die Oder ist ein Strom und wird stellenweise durch Brücken zugedeckt. Wenn die Schiffer mit ihren Kähnen nach Breslau kommen, können sie durchgehen. Bloß die Dampfer müssen manchmal den Schornstein umwerfen. Im Sommer befindet sich an der Oder das Familienleben und das Wiekend. Meine Tante Emilie verwendet für das Wiekend ihren Bräutigam. Sie ist vierunddreißig, aber sie sieht anders aus. Sie will auch nicht so viel Lichter auf ihrem Geburtstagstisch haben.

Es gibt auch in Breslau schöne Anlagen. Am meisten besucht wird der Scheitniger Park, weil er sich so lange hinzieht und man ungestört dort bewundern kann. Das Vogelleben wird von dem Humboldt-Verein überwacht und mit Erklärungen versehen. Im Mai wird eine Nachtigall hineingesetzt und für den Rundfunk engagiert. Der Park hat aber auch ältere Teile und sogar eine Jahrhunderthalle, welche gekuppelt ist. Dort ist auch ein Teich mit mehreren Säulen, wo man sich nicht satt sehen kann. Darum hat man ein Restaurant hingebaut. Es ist zwar manchmal Konzert, aber man kann trotzdem dort essen.



Das Schönste in Breslau sind die Bahnhöfe. Mit ihrer Hilfe kann man aus Breslau hinausfahren. Nach Berlin oder Wien oder an den Jungfernsee. Dieser heißt so und ist unter den Bäumen hingegossen. Die Breslauer halten sich gern an ihm und über die Mücken auf. Er ist verträumt.

Die Breslauer haben es gern, wenn viel Theater gemacht wird. Das ist eine Kunst und dafür hat der Magistrat etwas übrig. Es ist bloß kein Geld da. Die Theater liegen in verschiedenen Stadtteilen, damit sie nicht im Wege sind und sie werden manchmal mit anderen Namen versehen. Dann gehen die Leute wieder hin. Es ist auch eine Kunst, Bilder zu malen und sie wird an den Nagel gehängt. Dieses nennt man ein Museum. Es gibt auch ein Altertumsmuseum, welches aber mehr für die Jugend bestimmt ist.

So kann man sehen, daß Breslau eine Stadt ist, welche die Liebe der Einwohner und der Besucher verdient. Sonst wird jetzt in Breslau nicht viel verdient, aber das liegt bloß an der Wirtschaft. Die Breslauer sind in der Hoffnung, daß es wieder besser werden wird.

Mitgeteilt von Curt Peiser



PAUL KELLER: DIE TURMUHR.

Ankunft im Hotel einer RheinStadt.

Ich war todmüde. Noch ein Vortrag, noch ein „anschließendes Beisammensein“, dann schlafen. O, wie freute ich mich auf die Nachtruhe. Der Hotelwirt hatte mir am Nachmittag versichert, mein Zimmer sei so ruhig wie eine Kirche. Schlafen — nur schlafen!

Als ich mich eben niedergelegt hatte, schlug eine Turmuhr Mitternacht. Das heißt: sie schlug nicht, sie dröhnte Mitternacht. Erst mit schmetterndem „Klerrerr!“ die Viertel, dann mit kanonenschußähnlichem „Gebummse“ die zwölf Stunden. Wenn ein Prinz geboren wird, knallt's auch nicht lauter. Verschüchtert schlief ich ein. „Klerrerr!“

Ich fuhr auf. Was war das? Ah — schon ein Uhr! Nun, wenn ich nur bald wieder einschlief.
„Klerrerr! Klerrerr!“

Schon zwei Uhr! Wie die Zeit vergeht! „Klerrerr! Klerrerr! Klerrerr!“

Da wurde ich endlich ganz munter. Höhnisch fragte mich die Uhr:

„Merken Sie nun endlich, daß ich alle Viertelstunden schlage? Es ist eben erst dreiviertel eins.“

„Sie haben eine sehr deutliche Stimme, liebe Uhr!“ seufzte ich.

„Jawohl“, antwortete sie um eins. „Wenn eine Turmuhr nicht laut schlägt, hat es überhaupt keinen Zweck, daß sie schlägt. Bumm!“

„Ihr Eifer ist lobenswert“, meinte ich in gezwungener Höflichkeit. „Sie sind wohl sehr nahe an meinem Hotel?“ „Ja“, sagte sie um viertel zwei.

„Wie weit sind Sie denn von mir entfernt?“ „Hundert Meter“, antwortete sie um halb.

„Schlagen Sie die ganze Nacht so?“

„Selbstverständlich“, sagte sie um dreiviertel zwei.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich, „ich bin furchtbar müde und abgespannt.“

„So schlafen Sie“, sagte sie um zwei. „Gute Nacht! Bumm! Bumm!“

„Nehmen Sie es nicht übel“, erwiderte ich, „ich kann nicht schlafen. Ich muß immer auf Sie hören. Und mein Wirt sagte, in diesem Zimmer sei es so still wie in der Kirche.“

„Hört man etwa in der Kirche die Turmuhr nicht?“ antwortete sie um viertel drei mit einer gewissen Logik.

„Ja, aber ich meine: es geniert mich. Am Tage würde ich ja mit Vergnügen Ihrer metallenen Stimme lauschen, aber in der Nacht —“

„Ich habe Tag- und Nachtdienst“, klirrte sie um halb.

„Wäre es nicht wünschenswert, daß Ihnen Ihre Herrschaft in der Nacht Ruhe ließe?“ fragte ich. „In der Nacht hört Sie ja doch niemand.“

„Hören Sie mich etwa nicht?“ höhnte sie um dreiviertel.

„O ja, ich höre Sie wohl“, seufzte ich. „Aber ich möchte so gerne, so gerne schlafen!“

„Ich wünsche gesegnete Ruhe! Bumm! Bumm! Bumm!“ Ich sprang auf.

„Also“, sagte ich in energischem Ton, „meine sehr verehrte Dame, ich bin müde! Ich bezahle mein Hotelzimmer und habe dafür das Recht, hier ungestört zu schlafen. Turmuhren sind in einer Zeit, wo jeder Mensch in der Tasche eine Uhr und an der Wand einen Regulator hat, ein völlig überalterter, nachtruhestörender Blödsinn!“

„Schafskopf!“ sagte sie um einviertel vier in gemütlichem Tonfall.

„Es ist ein Skandal, einen so um die notwendige Nachtruhe zu bringen. Was sagt denn die Bürgerschaft dieser Stadt zu solchem Radau?“

„Sie schläft!“ antwortete sie um einhalb vier.

„Sie schläft? Ja, ist denn das möglich?“

„Nicht nur möglich. Wenn ich nicht schlage, können die Leute nicht schlafen. Neulich bin ich mal vormittags zwischen elf und zwölf stehen geblieben, da ist der Herr Stadtrat über seinen Akten aufgewacht. Was der Turmwächter für eine Nase gekriegt hat, können Sie sich denken!“ So erzählte sie um dreiviertel.

„Also hören Sie“, tobte ich, „über diese Stadt werde ich einen Artikel schreiben, einen vernichtenden Artikel. Ich bin Dichter, mehr als das: Schriftsteller, mehr als das: Redakteur, also eine sechste Großmacht.“ Um vier Uhr brach sie in ein dröhnendes Gelächter aus.

„Das konnte ich mir denken“, sagte sie; „daß Sie nicht normal sind, habe ich sofort bemerkt.“

„Wenn ich könnte“, heulte ich, „ich würde am Turm hochkriechen und Ihre Fresse zerhauen, daß es Ihnen auf ewig die Stimme verschlüge.“

„Das sieht Ihnen ähnlich, Sie Flegel!“ kicherte sie um einviertel fünf.

„Also dieses qualvolle, tropfenweise Antworten in Viertelstunden, auf das man beständig lauert, macht einen wahnsinnig. Wenn Sie schon durchaus Ihren Mund nicht halten können, so reden Sie wenigstens gefälligst ununterbrochen. Dann würde ich doch schlafen können!“

„Sie reden ununterbrochen“, sagte sie um halb fünf. „Ich bin keine Schwätzerin; ich sage nur das Notwendige.“

„Der Teufel soll Sie holen!“ fluchte ich.

„Ihre Grobheiten lassen mich kalt“, spottete sie um dreiviertel. „Im übrigen will ich Ihnen was sagen, mein Herr: Sie müssen um 7 Uhr 15 mit dem Schnellzuge weiter. Um sechs Uhr hatten Sie sich das Wecken bestellt. Glauben Sie wirklich, daß Sie der verschlafene Nachtportier richtig verstanden hat? Nein! Er würde Sie schlafen lassen! Mir allein haben Sie zu verdanken, daß Sie Ihren Zug nicht versäumen!“

„Danke!“ keuchte ich, unfähig weiter etwas zu sagen. Da hörte ich draußen auf dem Korridor etwas schleichen. Leise Schritte kamen den Gang entlang. Ein Hoteldieb? Ach nein, es war wohl der Hausdiener, der vor den Türen die Schuhe einsammelte. Es fiel mir ein, daß ich am Abend meine Schuhe etwas weit in den Gang hinausgestellt hatte. Wenn nur der Mann nicht darüber stolperte. Richtig — da stolperte er schon und fuhr krachend mit seinem Schädel an meine Tür. Ich war dem Manne dankbar. Er brachte doch einmal einen neuen Ton in die Sache.

„Erlauben Sie“, sagte ich nun wieder zu der Turmuhr. „Warum schlagen Sie denn eigentlich nicht fünf?“

„Noch zwei Minuten Zeit! Immer abwarten! Klerrerr! Klerrerr! Klerrerr! Klerrerr! Bumm! Bumm! Bumm! Bumm! Fünf Uhr, lieber Freund. Nun schlafen Sie aber ein bißchen fix. In einer Stunde ist für Sie die Nacht um.“

„Verschonен Sie mich wenigstens mit Ihrem Hohn!“ stöhnte ich. „Ich spreche mit Ihnen kein Wort mehr.“ Und ich schwieg.

„Schlafen Sie jetzt?“ fragte sie um einviertel sechs. Ich gab keine Antwort.

„Na, sehen Sie“, meinte sie um einhalb sechs, „man muß es nur abwarten können. Ich hatte es mir gleich gedacht, daß ich Sie im Ernst gar nicht stören kann. Übrigens: übers Jahr, wenn Sie wiederkommen, habe ich ein Glockenspiel; da werde ich Ihnen alle Stunden vorspielen: ‚Üb‘ immer Treu und Redlichkeit. O, wie gut schlafen Sie jetzt!“

„Ich schlafe nicht!“ brüllte ich, „und übrigens, wenn ich stets in Ihrer Nähe sein müßte, würde ich mir Treu und Redlichkeit gänzlich abgewöhnen. Ich komme nie wieder hierher!“

„Schade“, sagte sie um dreiviertel sechs, „ich habe mich alles in allem ganz gut mit Ihnen unterhalten. Sonst sind die Nächte so langweilig; niemand hört mich, nicht einmal der Nachtwächter, denn der schläft auch.“

Ich grub meinen heißen, schmerzenden Kopf in die Kissen.

„Stehn Sie auf“, dröhnte die Uhr um sechs; „Sie sehen, der Portier weckt hier nicht. Mir allein haben Sie zu verdanken, daß Sie es nicht verschlafen haben. Um sieben Uhr zehn geht Ihr Zug.“

„Ich bin Ihnen zu unvergänglichem Dank verpflichtet“, sagte ich und erhob mich. Ich machte Licht und warf einen mechanischen Blick auf meine Taschenuhr. Die zeigte sieben Uhr. Draußen stolperte eben wieder der Hausdiener.

„Wie spät ist es?“ fragte ich hinaus. „Sieben Uhr, Herr!“

„Aber, Mensch, ich muß doch um sieben Uhr zehn auf dem entfernten Bahnhof sein. Da komme ich ja jetzt zu spät. Die Turmuhr hat eben erst sechs geschlagen.“

„Ja, Herr, die schlägt eine Stunde zu spät!“

Vernichtet sank ich auf den Betrand. „Klerrerr!“ sagte draußen die Turmuhr.

Aus dem letzterschienenen Buche: „Vergrabenes Gut“ (Bergstadtverlag, W. G. Korn)



Schlesische Tage 1933

Zur Faschingszeit veranstalten wir auch in diesem Jahre wieder garantiert echt schlesische Tage. Den Beginn machen Heimatvorstellungen in den Breslauer Theatern. Der Spielplan ist folgender:

Am Rosenmontag im Stadttheater:
„Figaros Huxt“
Oper von W. A. Mozart, neu
bearbeitet von Axel Feit

Am Faschingsdienstag im Stadttheater:
„Josellegende“
von Richard Strauß

Im Lobetheater:
„Heemte“ von Sudermann,
ins Schlesische übersetzt von
Ernst Schenke



Danksagung

Statt Karten, Telegrammen und Reden!

In die Stille des Hotels Adlon zurückgekehrt, danke ich allen denen, die mir meinen 365 Tage langen 70. Geburtstag durch Festessen, Ansprachen, Aus- und Vorstellungen feiern halfen. Und jetzt: Auf zum Fünfund-siebzigsten!

Dr. Gerhart Hauptmann

Schluß des humoristischen Teils

RUNDSCHAU

Musik

Formen schlesischer Musikpflege

Einstmals, als es uns gut ging, als jede Mittelstadt ihr wohlsubventioniertes Theater mit Opernbetrieb besaß, als die Musikvereine an kleinen und kleinsten Orten einträgliche Konzerte mit Künstlern von Ruf unterhielten, als der Berufsmusiker sein Auskommen hatte und häusliche Musikübung oft bis zum Übermaß gepflegt wurde, klang wie eine Fanfare vom Zentrum des Musiklebens her, aus dem Munde des Führers deutscher Musikwissenschaft, Hermann Kretzschmar, der Weckruf: die deutsche Musikkultur ist in Gefahr! Die Musikpflege ist ohne inneren Gehalt, sie ist zum Betrieb geworden, sie ist verindustrialisiert! Trotz der von außen gesehen glänzenden Situation begriff man sofort, was gemeint war: die Musikpflege war Sache einer gesellschaftlichen Oberschicht geworden, das Volk war unbeteiligt. Das praktische Ergebnis bildete eine Reform des musikalischen Erziehungswesens. Auch Schlesien griff zu, nicht nur unter dem Druck behördlicher Verfügungen, sondern weil die Verantwortlichen die Notwendigkeit einer Umstellung bejahten. Die schlesische Musiklehrerschaft ging, wie heute noch von den Zentralstellen anerkannt wird, mit Energie an die Lösung von Erziehungsfragen heran, der musikalischen Jugendbewegung wurde weitgehende Unterstützung zuteil, volkstümliche Veranstaltungen wurden vermehrt und umorganisiert. Es sei an die vorbildlichen Konzerte des Arbeiterbildungsausschusses erinnert. Wie sieht's heute aus? Überflüssig zu sagen, daß die wirtschaftliche Not jeden komfortablen Kunstbetrieb unmöglich gemacht, den Musikerberuf zur Verelendung gebracht hat. Noch schlimmer sieht es um die Dinge der Volksmusik, um die musikalische Erziehung aus. In Schlesien schlimmer als in anderen Provinzen.

Man hat uns vor etlichen Monaten von oben herab verkündigen lassen: Ihr müßt von der Subventionpolitik los, die öffentliche Hand ist leer, sie kann euch nicht mehr unterstützen. Also Selbsthilfe. Sie muß von vornherein als etwas Unmögliches erkannt werden, wo es sich um kostspielige, sogenannte Repräsentationsbetriebe handelt: Oper, Symphoniekonzerte. Als man das Begriffswort „Repräsentationsbetriebe“ prägte, überlegte man sich nicht, wie falsch und wie gefährlich diese Charakteristik von kulturellen Einrichtungen ist. Ebenso gut könnte man das ganze höhere Schulwesen, die akademischen Bildungsinstitute als Repräsentationseinrichtungen ansehen. Das fällt niemanden ein. Das Bildungswesen eines Volkes stellt einen Organismus, dessen Glieder ganz verschiedenartige Funktionen auszuführen haben, dar. Manche bedürfen der Kräftezufuhr. Fehlt diese, so verlieren sie ihre Funktionsfähigkeit, und das Ganze erkrankt. Selbsthilfe kann man auf dem weiten Gebiet der Volksmusikpflege schon eher verlangen und durchführen. Das Gelingen ist davon abhängig, in welchem Maße man das Bedürfnis zu wecken

und zu stärken, den Idealismus anzuregen vermag. Man kann nicht sagen, daß in Schlesien die Musikpflege vor die Hunde gegangen sei. Wir haben Opern- und Konzertaufführungen der verschiedensten Art, die Chorgesangsbewegung ist noch lebendig, es gibt noch Liebhaberorchester, Kammermusikvereinigungen, man läßt sich auch noch Solisten kommen, kunstsinnige Familien veranstalten Hauskonzerte, aber man fragt sich oft und immer dringender und ängstlicher: wie lange noch?

Ohne die Zusammenhänge der kulturellen und wirtschaftlichen Notlage leugnen zu wollen, muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Art, wie in Schlesien heute noch Musik getrieben, die Art, die eine entschieden kunstwillige Gesinnung verrät, die Verantwortlichen verpflichtet, die Musikpflege in jeder Form, sei es auch nur durch Beratung und Anregung, durch moralische Beeinflussung, zu unterstützen. Es ist ein Unterschied bei der Durchführung künstlerischer und künstlerischer Programme, ob die Beteiligten — Musik- und Chorvereine, Singgemeinden, Besucherorganisationen — die Fürsorge von Persönlichkeiten, die in der Öffentlichkeit an leitender oder einflußreicher Stelle stehen, spüren oder nicht. Es könnte in dieser Beziehung in Schlesien mehr getan werden. Ganz besonders für Breslau sei auf eine bedauerliche, trotz mancherlei Bemühungen bisher nicht abgestellte Erscheinung hingewiesen, daß sich nämlich so wenig Angehörige akademischer Berufe an der Musikpflege praktisch beteiligen, z. B. als Sänger in der Singakademie und in den Chorvereinen. In anderen Großstädten liegen die Verhältnisse nach dieser Richtung hin erheblich anders und besser. Das häufig erwähnte Bewußtsein von Führeigenschaften sollte auch die tätige Unterstützung der gemeinschaftlichen Musikpflege als Pflicht auffassen. In schlesischen Mittel- und Kleinstädten merkt man noch oft, wie sich trotz aller Not die Allgemeinheit immer wieder für die Durchführung künstlerischer Programme einsetzt. In einer so kleinen Stadt wie Reichenbach an der Eule gelingt die strichlose Aufführung der Matthäusp passion (geradezu eine Großtat), Steinau a. d. Oder rüstet sich zur Wiedergabe von Händels großem Oratorium „Jephta“. Zahlreiche Beispiele von rührigem Geiste und tatenfroher Lebendigkeit ließen sich hinzufügen. Und man muß eine solche Aufführung einmal mitgemacht haben, um von dem Eifer und der Hingabe einer ganzen Ortsbevölkerung einen Begriff zu erhalten. In der Großstadt ist es viel schwerer, die durch die Zeitlage entstandene Verkrampfung zu lösen. Da gilt es, immer wieder aufzurütteln, an alle Schichten der Bevölkerung immer wieder heranzugehen, damit sie die innere Beteiligung am künstlerisch-kulturellen Leben nicht verlieren. Auf diesem Betätigungsfelde können sich alle zusammen finden, Trennendes und Gegensätzliches vergessen und überwinden.

Um Weihnachten herum geschieht im öffentlichen Musikleben gewöhnlich nichts Besonderes. In diesem Jahre ist es noch stiller als sonst gewesen, weil sich die Kunstinstitute auf die Wagner- und Brahmsgedenkefeiern rüsten und mitten in den Vorbereitungen stehen. Die spielplanmäßigen Konzerte der Philharmonie unter Dohrn und Behr brachten in schöner Wiedergabe bekannte, immer wieder gern begrüßte Werke von Schubert, Reger, Weber und Bruckner, dazu das begeisterte Gastspiel Wilhelm Kempffs und das Auftreten unseres einheimischen Pianisten Josef Wagner, der Chopins f-moll Konzert mit ausgereifter Technik und bewunderungswürdigem Stilgefühl spielte. Weil das Stadttheater der Operette immer größeren Raum geben muß, verlegte man eine Woche lang die Oper ins Schloß. Man gab Mozarts Oper: „Der Schauspieldirektor“. Leider in der Louis Schneiderschen Zerarbeitung. Das Original wäre viel interessanter gewesen. Sehens- und hörens-

würdig Heinrich Pflanzl als Schikaneder, liebreizend in der Erscheinung und bezaubernd im Singen Gretl Sedlacek, brillant Wally Mittelstädt, Paul Schmidtmann etwas stilfremd. Valerie Kratina kam auf die ganz undiskutable Idee, Mozarts „Kleine Nachtmusik“ tanzen zu lassen. Der Spielgedanke war dürrtzig, die tänzerische Durchführung sehr schwach. Die Glanzzeiten unseres Balletts sind dahin, nicht infolge von Sparmaßnahmen. Es fehlt Zielsicherheit, bewußter tänzerischer Stil. Die neue Operette: „Tango um Mitternacht“ hat von der musikalischen Seite aus gesehen Qualitäten, ebenso die Aufführung, dank der lebendigen Regie Dr. Hartmanns, der schwungvollen musikalischen Leitung durch Hermann Wetzlar. Voller Charm Ellen Pfitzner, gewinnend Harry Payer, prachtvoll Karl Rudow, belustigend Anny Kunze, Otto Dewald, Minna Lanz. Schauspielersisch hochwertig Erwin Friem.

Rudolf Bilke

Bildende Kunst

Die Selbsthilfe Schlesischer Künstler

Verkaufsstelle des Reichsverbandes bildender Künstler Deutschlands, Gau Schlesien

Im Nordflügel-Erdgeschoß des ehemaligen Generalkommandos in der Schweidnitzer Straße hat der Gau Schlesien des R. V. b. K. für seine Mitglieder eine Verkaufsstelle eingerichtet. Ermöglicht wurde dieses an so günstiger Stelle gelegene Unternehmen in erster Linie durch das großzügige Entgegenkommen der jetzigen Eigentümerin des Hauses, der Leonhard Tietz A. G., die fünf hintereinander liegende Räume unentgeltlich für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hat. Diese Räume sind durch Mitarbeit von Kollegen sehr gut und zweckentsprechend hergerichtet und bieten mit ungefähr 86 laufende Meter Wandfläche Raum für etwa 80 bis 90 Bilder und Plastiken und enthalten ferner noch Vitrinen für Kleinplastik und Kunstgewerbe. Die Mittel für die Instandsetzung und Ausgestaltung dieser Räume gab in der Hauptsache die Stadtverwaltung —, die auch die Anregung zur Schaffung der Verkaufsstelle gab — sowie der Oberpräsident und der Landeshauptmann. Für regelmäßige Beschickung und Verteilung der Räume an die einzelnen schlesischen Künstler-

verbände ist ein aus den Vertretern dieser Verbände sich zusammensetzender Ausschuß zuständig, während zur Durchführung eines regelten Geschäftsbetriebes, sowie zur Einteilung und Überwachung der ehrenamtlich von den jeweilig ausstellenden Künstlern geleisteten Aufsicht als ehrenamtlich tätiger Leiter der Maler Alfred Buchwald bestellt ist. Zur Beschickung der Verkaufsstelle sind nur die Mitglieder des R. V. b. K. Gau Schlesien zugelassen.

Durch die Schaffung dieser Verkaufsstelle ist den schlesischen Künstlern bis auf weiteres die Möglichkeit gegeben, für längere Zeit als bei den üblichen Ausstellungen von zwei bis vier Wochen Dauer mit dem Publikum in Verbindung zu bleiben. Die Preise der zum Verkaufe gestellten Werke sind den jetzigen Wirtschaftsverhältnissen angepaßt. Es ist zu hoffen, daß die guten Erfolge, die die Künstler in anderen Städten mit solchen Verkaufsstellen erzielt haben, sich auch hier in Breslau einstellen werden.

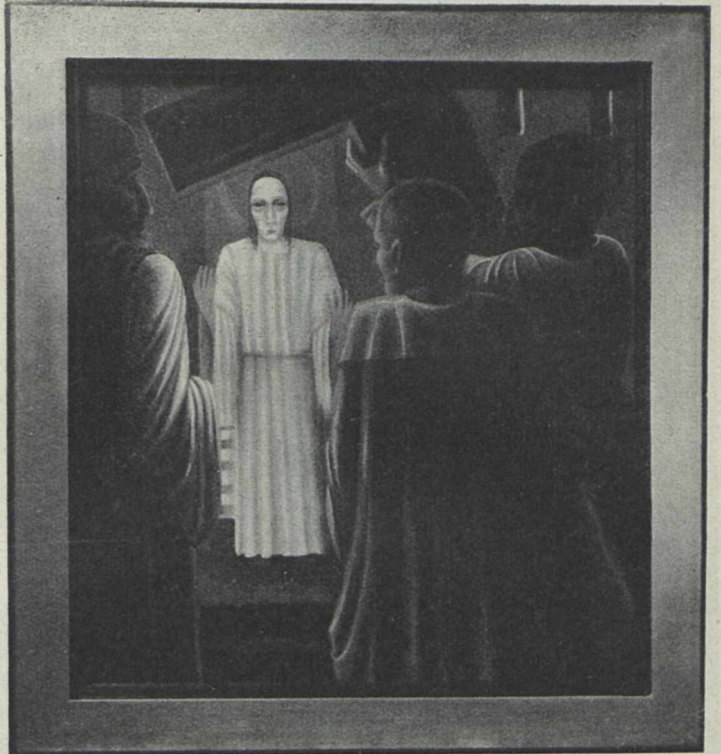
Moshamer

Schlesische Kunst in Berlin

Die große Breslauer Gerhart-Hauptmann-Ausstellung, zu der die Schlesischen Monatshefte den Führer herausgaben, war nach Berlin gewandert. Nur wenig wurde geändert. Aber es konnte einiges Neue hinzugefügt werden, vor allem Erinnerungen an die Berliner Zeit, einige Schriften des Kreises um den Dichter usw.; so auch die beiden vorzüglichen Entwürfe zu Gabriel Schillings Flucht, die Ernst Schuette für Jeßners Inszenierung schuf. Auch die Sammlung der Hauptmann-Porträts konnte erweitert werden. Es sind Bildnisse von Leo von Koenig (da gibt es freilich noch ein viel schöneres), Spiro, Bloch und ein ganz neues von Jaeckel hinzugekommen. Weiter wurde der Ausstellung neu angegliedert eine verdienstvolle kleine Sonderschau schlesischer Maler in Berlin, die vielleicht einmal verbreitert in Breslau gezeigt werden sollte. Da

sind zunächst zwei kleinere Bilder von Joseph Block, das feine Bildchen seiner Mutter — fast an Menzel gemahnend — und ein Halbakt. Weiterhin eine südliche Landschaft in reichen Farben von M. Bloch; ein sehr gewagter aber gelungener Rückenakt einer Sitzenden von Willy Jaeckel aus dem Jahre 1932. Außerdem zeigt Jaeckel eine Berglandschaft, ganz abstrahiert auf große Flächenzüge und dadurch fast zu monumental-dekorativer Wirkung gesteigert. Zwei Kleinstadtbilder von Wolf Röhrich gaben in schönen Farben reizvolle Varianten dieses Themas. Eugen Spiros Damenporträt läßt ein wenig an sein frühes Durieuxporträt erinnern, jedoch ohne dessen Qualitäten zu erreichen. Sehr dankenswert ist es dann, daß ein junger Maler, der an dieser Stelle gelegentlich der letzten Akademieausstellungen mehrfach erwähnt wurde, gut zu

Martin Pautsch (Gleiwitz)
Christus nimmt sein Kreuz auf sich



Aus einer Kreuzwegfolge
für die kath. Pfarrkirche in Greifswald

Worte kommt: Aloys Kowol. Die Arbeiterin bei der Vesper zeigt alle Vorzüge dieser Art mutvoller dekorativer Flächenfüllung. „Das große Format“, so sagte einmal Max Pechstein zu mir, „wird das eigentliche Bild bald mehr und mehr ablösen.“ Bei Kowol erfüllt sich diese Prophezeiung. Er weiß auch wirklich etwas anzufangen mit der breiten Fläche! Qualitativ, auch in der guten Farbenkomposition, scheint mir diese gelbe Arbeiterin von 1929 sein bestes, sicherstes Werk. Hier schließt sich noch eine Reihe temperamentvoller Tuschzeichnungen aus dem Leben der Bergarbeiter an. Danach scheint dieser junge schlesische Maler besonders prädestiniert für die freie Gestaltung sozialer Themen, die in der Kunst der Zukunft sicher einen immer breiteren Rahmen einnehmen werden. Zwei große Köpfe von Ludwig Meidner und ein anmutiges Kinderbildnis der hier öfter besprochenen Art von Paul Plontke sind ferner noch zu nennen.

Die Kunsthandlung Paul Cassirer hat in Verbindung mit Flechtheim eine umfängliche Ausstellung „lebendiger deutscher Kunst“ eröffnet, eine erste Abteilung, der zwei weitere folgen sollen. Es ist sehr verdienstvoll, endlich einmal in Berlin diejenigen künstlerischen Kräfte zu vereinen, die für die moderne Kunst wesensbestimmend sind. Es ist eine Verwirklichung des Wunsches, der an dieser Stelle immer wieder geäußert wurde. Und das Ergebnis ist recht erfreulich. Man sieht wieder einmal, daß die Kunst entgegen allen Versuchen, sie dazu zu machen, auch heute durchaus nicht bedeutungslos ist. Man freut sich, wieviel wirklich Wesentliches bei uns noch immer, wenn auch meist hinter allzu verschlossenen Türen, geschaffen wird. Schlesien ist in Malerei wie Plastik in

dieser Abteilung bestens vertreten, wenn auch nur durch je einen Künstler. Eine Reihe von Terrakotten und Bronzen der Renée Sintenis zeigen ihre jüngste Produktion. Oskar Schlemmer, der nun von Breslau nach Berlin übersiedelte, zeigt drei seiner jüngsten Bilder: „Unterweisung“, „Gruppe am Geländer“, und die große „Bauhaus-treppe“. Zu guten Farbenharmonien hat Schlemmer seine Aquarelle mit Köpfen und Halbfiguren gestaltet.

Die Berliner Sezession bringt nun die freien Einsendungen unter Auslassung ihrer Mitglieder. Eine erfreuliche, ziemlich einheitliche Ausstellung meist junger, noch wenig bekannter Künstler ist dabei zusammengekommen, wenn sie auch niveaumäßig unter der ersten Abteilung stehen mag. Drexels Bilder hinterlassen hier von allem den weitaus stärksten Eindruck. Schlesier haben sich nur wenige eingefunden. Gerda Stryi aus Breslau stellt Ergebnisse einer griechischen Reise aus. Sie hat dort nicht die verträumte Sonnenschönheit sagenhaft glücklicher Gestade gesucht, sondern sich bemüht, den Kontrast des Südens bei schweren Wolken und Unwetter festzuhalten. Sehr amüsant, wie meist, ist Margarete Bernstein-Landsberg in dem „Bahnabteil“, das mit viel Humor die Gegensätze der verschiedensten Typen zeigt. Die Figuren sind nur skizzenhaft angedeutet, das Charakteristische der einzelnen aber jeweils prägnant betont und gut beobachtet. Martin Bloch zeigt zwei Landschaften, deren eine etwas an Waske erinnert.

In der preußischen Akademie der Künste werden die diesjährigen Einsendungen für den großen Staatspreis gezeigt, die in ihrer Gesamt-



Der bekannte Glaskünstler Wenzel Benna in Schreiberhau wird am 23. Februar 60 Jahre. Wir bringen zu diesem Tage eine Probe seiner anmutigen, der Zartheit des Glases angepaßten Kunst

Wenzel Benna : Weinglas

Portal der Volksschule in Pöpelwitz

Eine der liebenswürdigen
Arbeiten von Professor
Richard Schipke, dem
vor kurzem verstorbenen
Lehrer an der
Breslauer Handwerker-
undKunstgewerbeschule



Phot. Franz Stein

heit eine gewisse Vorstellung von unserem künstlerischen Nachwuchs vermitteln. Da ist Horst Stempel, aus Beuthen stammend, der mit eindringlicher Prägnanz und guten malerischen Mitteln soziale Themen gestaltet hat. Manches erinnert ein wenig an Scholz, auch an Nagel, jedoch scheint er eine recht eigenwillige, starke Begabung zu besitzen. Robert Preuß, früher Regisseur am Breslauer Opernhaus, malt nebenher, recht tüchtig, Figürliches und Landschaft, ein bißchen an Nolde und Otto Mueller geschult. Ein gutes Talent für Farben zeigt Erich Rhein aus

Muskau. Seine Jazzkapelle besonders ist recht temperamentvoll komponiert. Vom Malerhandwerk her kommt Erwin Merz aus Göbersdorf, jetzt in Hirschberg. Gute Heimatkunst scheint da zu erstehen. Recht interessant das Kinderbildchen, die Eiche im Schnee und das in den Schlesischen Monatsheften unlängst veröffentlichte große Doppelbildnis seiner Großeltern. Beachtlich sind auch die Schüler der Breslauer Akademie, Friedrich Nathansohn, Wilhelm Philipp und Meinhard Seek. Am schwächsten der Breslauer Herbert Bothe. Max Goering.

Sport

Ereignisse des Januar

Nach den schneearmen Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr, die Wintersportler und Baudenwirte zur Verzweiflung brachten, setzte endlich nach dem 8. Januar Schneefall ein. Und schlagartig begannen die Wintersportveranstaltungen, ein Beweis für die gute Organisation der Wintersportverbände in Schlesien. Der verschobene Menselauf wurde kurzerhand am 15. Januar wieder angesetzt und brachte gute Beteiligung. Dieser Lauf ist eine Prüfung des skitechnischen Könnens und der Lungenkraft. Die Läufer aus der Grafschaft hatten in diesem Wettkampf die Oberhand. Am gleichen Tage fanden die Deutschen Eislaufmeisterschaften in Oppeln statt, in Schreiberhau eröffnete man für diesen Winter die Himmelsgrundschanze mit einem Springen, an dem gute Deutschböhmern teilnahmen, in Krummhübel maßen sich die Bobfahrer, und in Steinkunzendorf wurde die neue Forellenschanze eröffnet. Ein ausgezeichnetes Programm für einen Sonntag!

Die Einweihung der Sprungschanze in Steinkunzendorf ist dabei besonders beachtenswert. Die jungen Leute von Steinkunzendorf, zum großen Teil arbeitslos durch das Stilliegen der örtlichen Industrie, taten sich zusammen, gründeten einen Wintersportverein und beschlossen, eine große Sprungschanze zu bauen. Ein geeigneter geschützter Hang war vorhanden. Aber große Erdarbeiten sind nötig, um eine moderne Schanze zu bauen, Holzgerüste, Türme für die Preisrichter müssen errichtet werden. Dazu gehört viel Geld. Die jungen Leute fanden Unterstützung bei den Behörden, bei den Verkehrsvereinen, beim Arbeitsamt in Reichenbach. Es wurde eine Angelegenheit des Kreises, und der freiwillige

Arbeitsdienst wurde eingespannt. Am vorgesehenen Eröffnungstage war das Werk vollendet, und mit dem Neuschnee kamen auch zweitausend Zuschauer. Der Oberpräsident Graf Degenfeld nahm die Einweihung vor, ein Zeichen dafür, wie heute die Behörden sportliche Einrichtungen fördern, die zugleich eine Verkehrswerbung darstellen. Die Schanze wird im nächsten Winter besser sein, aber bereits diesesmal wurden prächtige Leistungen der Springer aus dem Eulengebirge und der Grafschaft gezeigt. Und neue Pläne werden ausgeführt: ein Arbeitslager des Stahlhelm baut einen Skiweg, der Steinkunzendorf erst richtig in den Skiverkehr im Eulengebirge einbeziehen wird. Unter schwierigsten Verhältnissen, ohne Geld werden hier mit frohem Optimismus Leistungen vollbracht.

Ein sportliches Ereignis anderer Art verdient noch die Aufzeichnung: die Zwischenrunde des Deutschen Fußball-Pokals am 8. Januar auf dem Sportfreundeplatz in Breslau. Hier zeigten unsere süddeutschen Vertreter, die Männer aus Breslau, Oberschlesien und der Niederlausitz, die schönste Leistung, deren wir uns entsinnen können. Der gefrorene Platz war tagsüber aufgetaut. Die Oberfläche bestand nur noch aus Pfützen und Schlamm. Hier konnte nicht die technische Finesse gewinnen, sondern nur das rücksichtslose Draufgängertum. Was unsere elf Leute da an selbstaufopfernder Arbeit vollbracht haben, wie sie, mit Schmutz bedeckt, durchnäßt, immer wieder den Angriff vortrugen — das war eine große sportliche Leistung. Den Jubel der fünfzehntausend Zuschauer über den 3:1-Sieg über Norddeutschland kann man sich vorstellen.

F. Wenzel

Die deutschen Meisterschaften im Eiskunstlaufen in Oppeln

Eine glanzvolle Veranstaltung hat Oberschlesien durchgeführt in den deutschen Eiskunstlauf-Meisterschaften, die am Sonnabend, den 14. und Sonntag, den 15. Januar in Oppeln abgehalten worden sind. Die Elite der Eiskunstläufer ganz Deutschlands war nach Oberschlesien gekommen und Leistungen, wie sie hier in Oppeln geboten wurden, sind wohl, wenn überhaupt, schon seit vielen Jahren nicht mehr zu verzeichnen gewesen. Von Königsberg, von Hamburg, Altona, von Dresden, Leipzig, von München und Riessersee, selbstverständlich von Berlin, waren die besten Vertreter erschienen und kämpften mit den Schlesiern aus Breslau, Liegnitz, Oppeln, Gleiwitz,

Ratibor, und das Merkwürdige war, daß die Schlesier in diesem Kampfe, wenn auch nicht gerade in den Meisterschaften, so doch in den anderen Läufen der starken Konkurrenz von auswärts gegenüber durchaus bestanden. Die Provinz, auch Ostpreußen, zeigte sich zum ersten Male, wenigstens in den Juniorläufen, ebenbürtig den führenden Läufern aus Städten, in denen eine ältere Eislauftradition und künstliche Eisbahnen bestehen. Freilich, in der Damen-Meisterschaft war nur Berlin, München und Riessersee vertreten und es war geradezu eine Freude, dem Endkampf der drei jugendlichen Kunstläuferinnen im Kürlaufen zuzuschauen. In kühnen Sprüngen,

tiefen Spitzenpirouetten, im Mond, Axel-Paulsen, Rittberger, Gegenwenden- und Wendensprüngen, in groß angelegten Eisschritten, so wirbelten die drei besten Läufer Deutschlands über die Bahn. Fräulein Ibscher vom Sportklub Riessersee in temperamentvoller Verve, Fräulein Edith Michaelis vom Berliner Schlittschuhklub, die bisherige deutsche Meisterin, in ausgeglichener ausgereifter Form und die ganz junge Maxi Herber vom Münchner Eislaufverein, erst dreizehn Jahre alt, aber wegen ihrer hervorragenden Leistungen ausnahmsweise zur deutschen Meisterschaft zugelassen, herber als die anderen, älteren Läufer, aber mit einer Sicherheit, Eleganz, wie man sie einem Kinde nicht zutrauen würde. Schon in den Pflichtübungen hatte die kleine Münchnerin durch die saubere streng vorschriftsmäßige Ausführung der ungemein schwierigen Figuren ihre Meisterschaft gezeigt, und sie hatte bereits ihre beiden Wettbewerberinnen zurückgelassen. In der Kür brachte sie das schwierigste Programm und löste es mit natürlicher Anmut und elegantem großartigem Laufen. Die Mehrzahl der Preisrichter setzte sie auf den ersten Platz, und so gewann eine Dreizehnjährige die Meisterschaft von Deutschland in der Eiskunst vor der Berlinerin Michaelis und der Bayerin Ibscher.

Glatter verlief die Herrenmeisterschaft. Der Favorit Ernst Baier vom Berliner Schlittschuhklub war sowohl in den Pflichtübungen wie in der Kür seinen Mitbewerbern Wellmann vom Berliner Eislaufverein und Beuttel vom Berliner Eisklub überlegen. Auch er schuf eine Meistekür, wie man sie in Deutschland bisher kaum gesehen hat, und er siegte verdient und überlegen vor den beiden anderen mit großem Vorsprung. Die Paarlauf-Meisterschaft war den Titelverteidigern Fräulein Hempel-Weiß vom Berliner Schlittschuhklub nicht zu nehmen. Sie liefen das schwierigste Programm in temperamentvoller, eleganter Weise. Aber um die nachfolgenden

Plätze wurde scharf gestritten, denn die Königsberger Fräulein Walter-Rahn, das Ehepaar Gaetzschmann vom Berliner Schlittschuhklub und das junge Kunstlaufpaar Fräulein Hoffschildt-Marx vom Breslauer Eislaufverein sowie das Münchner Paar Fräulein Diener-Vierlinger waren sich fast ebenbürtig. Und so war die Verteilung der Plätze ziemlich eine Zufallssache. Das Breslauer Paar Fräulein Hoffschildt-Marx lief in der Meisterschaft von Deutschland das zweite Rennen am Tage und es hatte sich mit dem ersten Auftreten im Juniorlaufen die Gunst des Publikums so erobert, daß es in der Meisterschaft mit großem Beifall empfangen wurde. Mit seinem Programm, das reich an Sprüngen war, gewann es einstimmig das Junior-Paarlaufen vor Kusai-Heinrich vom Opperlner Eislaufverein und Hönickerose, Hamburg. Auf dem vierten Platz blieb das ebenfalls gut laufende Liegnitzer Paar Fräulein Winkler-Helmrich. Auch bei den Damen-Juniorren vermochte sich Schlesien gut zu behaupten. Fräulein Ritscher vom Eislaufverein Berlin gewann zwar das Rennen, aber in der Punktziffer war Fräulein Lena Heimann vom Breslauer Eislaufverein ihr über. Da ihre Punktziffer aber höher war, blieb sie auf dem zweiten Platz vor Fräulein Hertling, Hamburg und einer Reihe anderer Wettbewerber aus Oberschlesien, Ostpreußen, Berlin. Auch das Herren-Juniorlaufen holte sich ein Vertreter der Provinz, nämlich der Königsberger Rahn vor Zäring, Berlin und Schierach, Altona.

Alles in allem war es eine hervorragende Veranstaltung, eine Augenweide ganz besonderer Art für den Kenner wie für den Laien, eine Veranstaltung, die für ganz Schlesien, für den ganzen Südosten Deutschlands geworben hat und die wiederum gezeigt hat, daß der Eiskunstlauf die Krone unter den Leibesübungen ist, in der Schwierigkeit wie im ästhetischen Eindruck.

Georg Hallama

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Neue schlesische Wirtschafts-Literatur

Die hinlänglich bekannten Beeinträchtigungen der Wirtschaftslage Schlesiens durch die neue Grenzziehung und die Verlagerung der Wettbewerbsverhältnisse innerhalb Deutschlands und der Weltwirtschaft, die besonders schweren Auswirkungen der Agrarkrise auf den Osten und die mit ihr neu entstandenen Probleme haben nicht nur ein Echo in zahlreichen Hilferufen an die Zentralstellen von Staat und Reich gefunden. Sie haben auch dazu geführt, daß man sich innerhalb der Ostgebiete und speziell innerhalb Schlesiens in den letzten Jahren ganz besonders intensiv mit einer wissenschaftlichen Durchforschung des Landes, seiner Existenzgrundlagen, seiner Kräfte und Abhängigkeiten befaßt hat. Seit Partsch das Standard-Werk der schlesischen Landeskunde schrieb, hat die wissenschaftliche und literarische Durchleuchtung des schlesischen Landes, seiner Menschen und Produktionsstätten nie so im Vordergrund gestanden, wie in den letzten Jahren der großen Krise.

Man erinnert sich, wie stark die Schriftenreihe der Breslauer Industrie- und Handelskammer begrüßt

wurde, in der vor allem Dr. Freymark im Jahre 1926 begann, Schlesiens Bedeutung für deutsche Wirtschaft und Kultur darzustellen. Im Zusammenhang mit der Aufstellung der Osthilfeprogramme hat dann vor allem die Niederschlesische Provinzialverwaltung unter Führung von Landeskämmerer Werner eine große Zahl wichtiger Spezialuntersuchungen angestellt und sehr anschauliches Material herausgegeben.

Jetzt beginnt man dieses ganze große Stoffgebiet in einer Folge von wissenschaftlichen Untersuchungen und Darstellungen „Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens“ zu sammeln und zu vertiefen. Herausgegeben wird die Serie, die zunächst auf 17 Hefte berechnet ist, von Prof. Dr. Walter Geisler von der Technischen Hochschule Breslau. Sie erscheint im Verlag von M. & H. Marcus in Breslau. Es liegen zunächst zwei Hefte vor

Raumorganismus Schlesien

Das erste von Prof. Geisler versucht eine Grundlegung des ganzen Stoffes in Form einer Ab-

handlung über Schlesien als Raumorganismus zu geben. Nun sind allerdings die Grundfragen geopolitischer und politisch-geographischer Betrachtungsweise heute noch in recht weitem Maße umstritten, erst langsam tastet man sich auch in dieser neuen Form einer Mischung von naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Betrachtung voran und versucht ihre einzelnen Elemente eindeutig zueinander zu ordnen.

Aber es ist sicherlich trotzdem nicht ohne besonderen Reiz, einmal für ein kulturell und wirtschaftlich geschlossenes Gebiet eine solche Untersuchung durchzuführen. Zumindestens das eine wird dabei erreicht, daß von einem neuartigen Blickpunkt aus auch neues Licht auf die historischen und aktuellen Tatbestände, deren Zustandekommen und Abwandlung geworfen wird. Das neue Sehen, das die geographische Wissenschaft entwickelt hat, kommt auf diese Weise auch dem Volkswirt und dem Politiker ebenso wie dem Kulturforscher zugute. Außerdem fallen interessante Bestätigungen schon früher empirisch gemachter Feststellungen oder gefühlter Erkenntnisse dabei ab.

Es ist selbstverständlich, daß vor allem die Umgrenzung des „Raumorganismus Schlesien“ bei der Arbeit von Geisler im Vordergrund steht, und daß er dabei wiederum besonders ausführlich auf die gewaltsamen Grenzveränderungen nach dem Kriege kommen muß, deren wirtschaftsgeographische Zweckmäßigkeit hier in erster Linie zur Debatte steht. An einzelnen Beispielen — besonders ausführlich am Falle des Kreises Lublinitz — wird die geringe Stichhaltigkeit der Begründung von Grenzänderungen dargestellt, und der Verfasser kommt zu dem Schluß: „die Grenze zwischen zwei Kulturstaaten kann nicht auf Grund eines einseitigen Machtanspruchs gezogen werden, der den Lebensinteressen des einen Teiles schwerste Wunden schlägt und das Gerechtigkeitsgefühl tief verletzt“.

Oberschlesien und Korridor

Mitten hinein in den Kampf um die deutschen Ostgrenzen stellte uns die zweite Arbeit der Reihe „Weichselkorridor und Ostoberschlesien“ von Landeskämmerer Werner. Hier werden die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge der Korridor- und der Oberschlesienfrage dargestellt, wobei sehr handliches und eindrucksvolles statistisches und graphisches Material geliefert wird.

Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die Zuteilung des wertvollen ober-schlesischen Industrie-sitzes an Polen, dessen Produkte in Polen selbst nicht aufgenommen werden können, sondern in weitestem Umfang exportiert werden müssen, zur Begründung des Anspruchs auf den Korridor, den direkten Zugang zum Meer diene, und meint, daß umgekehrt die Durchlegung des polnischen Korridors durch deutsches Gebiet ohne die Zuteilung wichtigster Produktionsstätten der Schwerindustrie an Polen sich auf die Dauer wohl kaum hätte vertreten lassen. Er weist nach, daß der West-Ost-Verkehr durch das Korridor-gebiet — also der Verkehr von Deutschland nach dem deutschen Ostpreußen und zurück — auch heute noch stärker ist als der Süd-Nord-Verkehr, also der polnische, wenn man die aus dem abgetretenen

Oberschlesien stammenden Ausfuhrtransporte abzieht. Er weist schließlich auf die Verschiebungen im Welthandel durch übermäßige Produktion und Ausfuhr von ostoberschlesischen Rohstoffen und Waren hin, die er „Störungen des Welthandels“ nennt, und auf das starke Anschwellen des Eigenverbrauchs industrieller Rohstoffe innerhalb der polnischen Wirtschaft seit der Zuteilung Ostoberschlesiens, der geeignet ist, die Wettbewerbsbedingungen der alten Industrieländer West- und Mitteleuropas im Osten ungünstiger zu machen. Es ist hier nicht der Raum, im einzelnen auf alle diese Fragen einzugehen.

Man könnte z. B. untersuchen, ob nicht der deutsch-polnische Zollkrieg dahin führte, daß man der aufstrebenden polnischen Industrie sozusagen Erziehungszölle verschaffte. Wer sich für die in Schlesien in vorderster Reihe stehenden außenpolitischen Fragen interessiert, braucht die kleine Mühe der Lektüre dieser Schrift nicht zu scheuen, die auf gedrängtem Raum wichtige Anregungen auch für ein weiteres Eindringen in die Probleme bietet.

Der große Wirtschafts-atlas

An alle die hier bis jetzt erwähnten Fragen heranzugehen, wird jedem, auch dem noch nicht interessierten Laien, leicht und außerordentlich reizvoll gemacht, wenn er den unter Leitung von Prof. Geisler ungeheuer fleißig von einer großen Zahl fachkundiger Mitarbeiter entstandenen wirtschafts- und verkehrsgeographischen Atlas von Schlesien in die Hand nimmt, der ebenfalls bei M. & H. Marcus in Breslau erschienen ist. Hier findet man schon auf den ersten Blick einprägsam und teilweise einfach frappierend deutlich alle Unterlagen für die Erkenntnis der Wirtschaftsstruktur Schlesiens, der Verbundenheit der Wirtschaft mit den natürlichen Gegebenheiten und den wirtschaftenden Menschen. Es entstand in jahrelanger Arbeit ein vorbildliches Werk, wie es kaum ein anderer Landesteil des Reiches aufweisen kann. Wer sich mit Bevölkerungspolitik, mit der Siedlung, mit Agrar-, Industrie- und Handelsfragen beschäftigt, wer vergleichende Wirtschaftskunde treiben will, dem wird auf den 50 Blättern dieses Atlas alles sichtbar werden können, was er an Voraussetzungen für seine Arbeit braucht. Aber ebenso wertvoll ist dieses große Werk auch als Grundlage für Entscheidungen von Tagesfragen in der Praxis des Volkswirts wie des Privatwirtschaftlers, des Wirtschafts- und Sozialpolitikers. Man könnte ein Buch für sich über diesen Atlas, über die bei seiner Herstellung obwaltenden Prinzipien und über die oft überraschenden Einsichten schreiben, die einzelne Karten in ihm vermitteln. Wer irgendwie Gelegenheit hat, ihn sich zu verschaffen, sollte das nicht versäumen. Er wird sich auch in späterer Zeit immer wieder fundamental bewähren.

Daß ein solches Werk als Unterlage für die Tagesarbeit der Milderung und Beseitigung der heutigen Krise zustandekam, muß als besonders erfreuliche Tatsache gewertet werden. Sie beweist, daß man mitten in schwersten materiellen, politischen und geistigen Nöten keineswegs resigniert hat und auch nicht gewillt ist, sich lediglich mit vereinzelter Flickarbeit für die Zukunft zu begnügen.

Darge

Mitteilungen der Vereine

Die Gesellschaft der Kunstfreunde

veranstaltet am Sonntag, den 5. Februar, abends 7 Uhr, in den Räumen des „Savoy-Hotels“, Tauentzienplatz einen Gesellschafts-Abend. Er beginnt 7¼ Uhr mit einem Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kühnel, Direktor der Islamischen Abteilung der Staatl. Museen Berlin: Beurteilung orientalischer Teppiche. Darauf folgt ca. 8½ Uhr ein Abendessen, Gedeck pro Person 2,50 RM. (ohne Wein) mit anschließendem Tanz, zu dem durch Mitglieder eingeführte Jugend, auch wenn sie nicht am Abendessen teilgenommen hat, herzlichst gebeten ist. Anfang des Tanzes ca. 10½ Uhr. (Tanzkarten hierzu sind im Sekre-

tariat des Museums der bildenden Künste abzuholen).

Kunstfimmel 1933

Der Reichsverband bildender Künstler Deutschlands, Gau Schlesien, veranstaltet den diesjährigen „Kunstfimmel“ — das traditionelle Künstlerkostümfest — diesmal zum Besten der Breslauer Volkshilfe, Abteilung Künstlerfürsorge, am Sonnabend, den 4. und Sonntag, den 5. Februar in allen Räumen des Konzerthauses. Als diesjähriges Plakat hierfür wurde der im Wettbewerb unter den Mitgliedern mit dem 1. Preis prämierte Entwurf A. Bothe gewählt (siehe die Abb. auf S. 74).

Bücher und Zeitschriften

Schlesien im Reich

Die politischen Monatshefte „Volk und Reich“, herausgegeben von Friedrich Heiß, sind seit 1930 von einem großen Ost-Arbeitsplan erfüllt. Ostpreußen, der Korridor, Schlesien sind die drei wichtigsten Etappen dieser Arbeit. Mit dem Dezemberheft 1932 beginnt der letzte große Abschnitt Schlesien. Ein Vorwort, das durch Ziel-sicherheit und eindringliche Prägung erfreut, kündigt vier Hefte an, die von den entscheidenden Fragen unserer Heimatprovinzen handeln sollen. Im Herbst 1933 wird das Schlesienbuch in der Volk- und Reich-Bücherei diese Forschungen zusammenfassen.

Das erste vorliegende Heft berechtigt zu großen Hoffnungen. Es führt in sehr geschickter Weise in die geistig-politischen, historischen und landschaftlichen Probleme Schlesiens ein. Friedrich Heiß spricht den Wunsch aus: „Ganz Deutschland sollte wissen, daß Schlesien viel mehr als andere Teile des älteren Preußens aus dem gesamten deutschen Bereich Gemütstiefe, Vielfalt, Farbenpracht der Kultur und Vielseitigkeit wirtschaftlicher Betätigung eingesogen hat.“ Das Heft ist wie selten eine Schrift geeignet, diesen Eindruck vielen zu übermitteln. Da schildert zunächst Hermann Stehr den Schlesier in seiner Eigenart. Diese Seiten sind beseelt von grundgütiger Haltung eines Dichters, der das Wesen schlesischer Landschaft, vor allem der Berge und ihrer Menschen, liebend versteht und tief einführend erklärt. Ein Aufsatz von Walter Geisler über den „großschlesischen Raum“ zeigt, wie die neue Grenzziehung an vielen Stellen organisch Gewachsenes zerstörte. Schlesischer Volks- und Kulturboden sind weit größer als der Teilorganismus des Deutschen Reiches. Und erst dann wird eine Befriedung dieses Ostgebietes eintreten, wenn sich die drei Einheiten: Raum, Volk und Staatsorganismus decken. Wie sie im Lauf der Jahrhunderte gewachsen sind, erweist der kurze, straff konzentrierte Abriß „Schlesien als geschichtliche Wirklichkeit“ von Manfred Laubert. Seit der mittelalterlichen Kolonisation ist dieses Gebiet verbunden mit allen politischen, religiösen und kulturellen Fragen, die den Westen angehen. Das slawische Moment gewann neben dem Deutschtum nie wieder hohe Geltung. Und die Entwicklung seit 1921 zeigt auch, daß sich die

deutsche Sache mehr und mehr festigt. Ergänzt werden die Ausführungen durch den Abschnitt von Josef Pfitzner „Die geschichtliche Stellung der Deutschen im großschlesischen Raum.“ Vor allem an Hand der mittelalterlichen Kolonisation weist der Verfasser nach, daß Mundarts- und Volkstumsgrenzen ausschlaggebender sind als politische Räume. Die wirtschaftliche und kulturelle Leistung dieses Volkstums würdigt Hermann Aubin an Hand von drei wichtigen Momenten: der Kolonisation, dem Niederschlag dieses Ergebnisses in den schlesischen Dichterschulen, endlich der Erschließung der Schätze Oberschlesiens. Und es lag nahe, von hier aus „das deutsche Gesicht Schlesiens“ in so beredter und umfassender Weise zu kennzeichnen, wie es Edmund Glaeser tut. Kunst und Literatur dieses Bereiches erwachsen aus seiner Landschaft und seinem Menschentum. Das ist in diesen zwölf Seiten einprägsam ausgeführt. Sie beweisen eine große Kenntnis und tiefe Liebe zu unserer Heimat, die ebenso in dem kurzen Abriß „Das Antlitz von Breslau“ zutage tritt. Endlich zeigt ein Abschnitt „Aus der Arbeit der jungen Generation in Schlesien“ von Bernard Lindenau, wie sich die Schlesische Jungmannschaft um das Deutschtum des Ostens und um brennende Fragen der Gegenwart, z. B. den Arbeitsdienst, bemüht. Vertieft werden die lebendigen Darstellungen durch ausgezeichnete Aufnahmen und Kartenskizzen. Diese 27 Bildbeigaben sind allein schon eine erstaunliche und begrüßenswerte Leistung bei dem geringen Preis (2,00 RM.) des anregenden Buches.

Dr. A. Wienicke

SIEGFRIED REICKE, DAS DEUTSCHE SPITAL UND SEIN RECHT IM MITTELALTER. Kirchenrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Ulrich Stutz und Johannes Heckel, Heft 111—114. Stuttgart, Ferdinand Enke 1932. 2 Bände, IX und 646 S. Gr. 8°, geh. RM. 58.

Dieses Buch beruht auf ungewöhnlich gründlichem und umfassenden Studium der Urkunden und der umfangreichen lokalgeschichtlichen Literatur. Reicke versteht es, das Wesentliche herauszuarbeiten, und hat uns so erstmalig eine vortreffliche Gesamtdarstellung dieses für den Rechts-, den Kirchen- und den Kulturhistoriker

wichtigen Gegenstandes geboten. Der erste Band behandelt Geschichte und Gestalt, der zweite das Recht der Hospitäler.

Im Frühmittelalter ist das Hospital auf deutschem Boden nur ausnahmsweise eine selbständige Anstalt; in der Regel ist es nur ein Zubehör der Klöster und Stifte. Die altkirchliche Bestimmung solcher Anstalten, arme Reisende aufzunehmen, steht noch im Vordergrund. Um 1100 beginnt mit dem Aufschwung des Städtewesens und des Reiseverkehrs eine starke Zunahme der Hospitäler. Neue Formen derselben treten auf. Für das Hochmittelalter sind die bruderschaftlichen Hospitäler charakteristisch, d. h. solche, deren Pflegepersonal als Bruderschaft organisiert ist. Sie sind teils selbständig, teils Stiften und Klöstern untergeordnet. Neben den einzelstehenden Bruderschaften entstehen besondere Orden für die Hospitalpflege. Reicke führt den Nachweis, daß der Johanniter- oder Hospitaliterorden, obwohl er seinen Ursprung von dem Pilgerhospital zum Heiligen Grabe in Jerusalem genommen hat, in Deutschland im Verhältnis zu seiner Verbreitung nur wenig Hospitalpflege getrieben hat. Für diese haben hier der Deutschritterorden und die nicht-ritterlichen Hospitalorden größere Bedeutung erlangt. Oft wandeln sich Hospitalbruderschaften in Klöster um; bei den Orden geht der Hospitaldienst ebenfalls zugunsten der geistlichen Verrichtungen zurück.

Schlesische Hospitäler sind seit Beginn des 13. Jahrhunderts bekannt. Schlesien war, wie Reicke feststellt, Bereich der Spitalorden. Hier finden wir Hospitäler der Brüder vom Heiligen Grabe, der Kreuzherren mit dem roten Stern, des Ordens vom Heiligen Geiste, diese je mit einer Reihe von Niederlassungen, endlich der Antoniter. Übrigens haben sich auch die Johanniter auf kurze Zeit, nachweislich im Jahre 1337, an dem Corpus-Christi-Hospital in Breslau im Hospitaldienst betätigt; siehe H. Wendt, Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens XXXV 1901 S. 156 ff. Andere Hospitäler in Schlesien gehörten keinem dieser Orden an. Das Breslauer Heiligengeisthospital ist im Jahre 1214 durch das dortige Augustinerchorherrnstift auf dem Sande gegründet worden; es wurde unter der Aufsicht des Abtes von einem Propste geleitet. Im Jahre 1239 wird der Rektor des vor 1232 entstandenen Hospitals für aussätzigte Frauen vor der Stadt Neumarkt genannt; bald darauf werden neben ihm Schwestern und dann Brüder dieses Hospitals erwähnt. Mit der im Jahre 1223 geweihten Kirche in Schurgast (Scorogostov most nach der Brücke über die Glatzer Neiße benannt) war damals ein Hospital verbunden, welches offenbar im wesentlichen der Aufnahme von Reisenden diente.

Um 1200, vereinzelt schon früher, setzt in Deutschland auf diesem Gebiet die Tätigkeit der Stadtgemeinden ein. Die Stadt Breslau hat das erwähnte Hospital Corpus Christi um 1319 gegründet und es spätestens seit 1354 dauernd selbst verwaltet. Die Stadtgemeinden übernehmen auch die Verwaltung privater Stiftungen und bringen Bruderschafts- und Stifthsospitäler unter ihren maßgebenden Einfluß. Im späteren Mittelalter ist in Deutschland das bürgerliche Hospital weit bedeutender als alle anderen. Die Zurückdrängung oder Ersetzung der unter der Leitung von Geistlichen oder von religiösen Laienbruderschaften

stehenden Hospitäler bedeutet, wie Reicke darlegt, nicht eine Säkularisierung. Auch das bürgerliche Hospital ist eine kirchliche Anstalt. Es hat mit seltenen und späten Ausnahmen eine Kapelle oder mindestens einen Altar; wie andere Hospitäler hat es überwiegend eigene Geistliche, oft mit Seelsorgerecht. Nur hat sich der Schwerpunkt verschoben. Während er früher auf der Kirche lag, liegt er jetzt auf der Armenanstalt. Das dauernde Bestehen und eine geordnete Verwaltung waren bei den bürgerlichen Hospitälern besser gesichert als bei denen älterer Art. Bei ersteren sind in der Regel drei Instanzen vorhanden: der Rat, die ehrenamtlichen Pfleger und der Hospitalmeister. Während die Aufnahme in die kirchlichen Hospitäler um Gottes willen geschah und nur der spärliche Nachlaß der Insassen für die Anstalt in Anspruch genommen wurde, wird bei den bürgerlichen Hospitälern die Pfründe meistens gegen Entgelt erworben; oft werden gemeine, Mittel- und Herrenpfründe unterschieden.

Für die bis dahin einzeln in Hütten auf dem Felde wohnenden Leprakranken war die Hausgemeinschaft eine besondere Wohltat. Alle Insassen dieser Häuser bilden eine Bruderschaft. Diese Anstalten haben auch zur Besserung der Rechtslage dieser Kranken beigetragen, indem sie in ihrem eigenen Interesse darauf drangen, daß den Leprosen die Erbfähigkeit zuerkannt wurde. Der Abschnitt über die Lepraschau wird Mediziner besonders interessieren. Anfangs wird diese Entscheidung über das Vorliegen der Krankheit von kranken Insassen der Leprosenhäuser getroffen; in den größeren Städten geht sie dann an Kommissionen über, welchen mindestens ein Stadtarzt anzugehören pflegt.

Ich habe aus der Fülle des Inhalts wenig hervorgehoben. Es wäre erfreulich, wenn Reickes schönes Buch die Anregung zu einer zusammenfassenden Behandlung der Geschichte des schlesischen Hospitalwesens geben würde; schon G. A. Stenzel hat darauf hingewiesen, daß hier ein reicher Stoff des Bearbeiters harret.

Ober-Stephansdorf.

Heinrich von Loesch.

ARNOLD ZWEIG: DE VRIENDT KEHRT HEIM
Roman. Gustav Kiepenheuer, Berlin, 1932.

Der politische Mord hat schon oft Anlaß und Stoff zu dichterischem Werk gegeben. Es ist vom psychologischen und weltanschaulichen Standpunkte interessant, den wechselvollen Strömungen nachzuspüren, aus denen heraus es dann — meistens durch die Hand eines fanatischen, in seine Idee verrannten jungen Menschen — zu einer solchen folgenschweren Mordtat kommt, deren Sinn oder auch Sinnlosigkeit der Täter selber erst später als gereifter Mensch begreifen lernt. Dabei sind die Vorgänge um solche Tat so verworren, daß fast nie in der Öffentlichkeit volle Klarheit über Person und Absicht des Täters gewonnen werden kann und häufig der Täter einem Urteilspruch überhaupt entgeht. Das Lockende für den Dichter besteht darin, das Walten höherer Mächte durch die Person des ahnungslosen Menschen darzustellen und gleichsam von oben das Zusammen- und Gegeneinanderwirken der verschiedenen Kräftenmassen, die Verknüpfung zwischen dem Wollen politischer Gruppen und dem seelischen Getriebenwerden des Einzel-

wesens im beweglichen Bilde festzuhalten. Dazu gehört ungemeines erzählerisches Geschick. Arnold Zweig besitzt dieses Geschick. Er versetzt den Leser in die heiße, eigentümliche Landschaft Palästinas mit ihren weiten, glühenden Landflächen, mit ihren biblischen Bergen und ihren engen, winkligen Städten. Er weckt Verständnis für den unausgesetzten, meist unterirdisch glimmenden, dann plötzlich in indirekter Folge des politischen Mordes hell und leidenschaftlich aufflammenden Machtkampf zwischen den beiden großen Rassen im heutigen Palästina — den Arabern und den Juden. Der Autor ist, wie er schon in anderen Werken bewiesen hat, ein meisterlicher Schilderer von kriegerischen Vorgängen, und so findet denn auch der Bürgerkrieg im heiligen Lande lebendigste Gestaltung. Allerdings hat man den Eindruck, daß die Fülle der afrikanischen und europäischen Typen, mit denen die Szene bevölkert wird, eine allzu erdrückende ist, zumal die meisten nur für kurze Zeit auftauchen und daher kaum Platz in der Vorstellung des Lesers finden können. Weniger wäre hier mehr gewesen. Einige freilich heben sich durch scharfe Physiognomie heraus, so der zärtliche und verschlagene Knabe Saüd, der alte Jude Nachman und der Attentäter Mendel Glauß, wogegen der tolerante britische Geheimdienstleiter nicht immer aus seinem Charakter heraus verständlich wird. Eine gute Charakterstudie stellt der kluge, gebildete, vom besten Willen beseelte Mann de Vriendt selbst dar. Man versteht, wie er in seiner Rückwärtsgewandtheit und Weltfremdheit von seinem vorwärtsdrängenden Volke mißverstanden und als Feind empfunden werden muß, Umstände, aus denen der Mord geboren wird, just in dem Augenblicke, da der Be-

drohte die Gefahr, die er von ganz anderer Seite erwartet, abgewendet glaubt. Ergreifend ist ferner, weil sehr wahr, wie das Ansehen dieses Mannes nach seinem Tode in den Augen seiner wenigen treuen Freunde vernichtet wird, weil nachgelassene Verse ihn als einen ganz anderen erweisen als den, für den sie ihn gehalten.

Daß das Buch aber trotz des interessanten Themas und des eigenartigen Milieus zu breit, ja stellenweise geradezu ermüdend wirkt, liegt an den endlosen, teils weltanschaulichen, teils politischen Debatten, die zwar Gedankengänge von bemerkenswerter Tiefe und allgemeiner Gültigkeit enthüllen, sich aber fast ausschließlich mit ganz speziellen Fragen der jüdischen Religionsgeschichte und des Zionismus beschäftigen und nicht plastisch genug gestaltet sind, um auch den in diese Fragen nicht völlig eingeweihten Leser zu fesseln. Vor der Hand scheint uns der „Sergeant Grischa“ noch immer das stärkste Werk des aus Schlesien stammenden Schriftstellers zu sein. D.W

Chefredakteur E. PAQUIN: „ICH BITTE UMS WORT ZUR GESCHAFTSORDNUNG!“ Die Regeln korrekter Versammlungsleitung und Verhandlungsführung unter weitestgehender Anlehnung an die parlamentarischen Gebräuche und Gepflogenheiten. Praktischer Wegweiser für Verbands-, Vereins-, Gewerkschafts- und Innungsvorsitzende usw. Verlag Otto Kretzschmar, Velbert (Rhld.).

VOLKSTUM UND KULTURPOLITIK. Eine Sammlung von Aufsätzen. Gewidmet Georg Schreiber zum 50. Geburtstag. Herausgegeben von H. Konen, Bonn, und J. P. Steffes, München. Gilde Verlag G. m. b. H. Köln, 1932.

Plakat zum Kunstfimmel 1933



Preisgekrönter Entwurf von A. Bothe